

4. Institutionalisation und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici im nationalen Gedächtnis (1876–1914)

*La science détruit brutalement les légendes
et si les amateurs de merveilleux y perdent,
les amis de la vérité n'ont qu'à y gagner¹.*

4.1 Historischer Kontext

Einer der einflussreichsten Historiker der Dritten Republik, Gabriel Hanotaux, sprach 1911, nur wenige Jahre vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, von den »puissantes générations du temps de Henri IV et de Richelieu«, die ein »piédestal incomparable« für die kommenden Jahrhunderte nationaler Größe gebildet hätten². Die Zeitgenossin der beiden Staatsmänner Maria von Medici wird in dieser nationalhistorisch gefärbten politischen Rhetorik völlig ausgeblendet. Im Folgenden soll das Bild dieser Herrscherin in der bewegten Zeit zwischen 1876 und 1914 untersucht werden, als die Dritte Republik zunehmend unter Legitimationsdruck geriet und von zahlreichen politischen und wissenschaftlichen Kontroversen durchzogen wurde.

Die 1876 von 53 namhaften Historikern unterstützte Gründung der »Revue historique« durch Gabriel Monod (1844–1912) und Gustave Fagniez (1842–1927) wird als »sorte d'acte de naissance de la profession historique en France« bewertet³, weil sie die historische Forschung sowie die universitäre Geschichtslehre tiefgreifend prägte. Die daraus erwachsene *école méthodique* sollte entsprechend Monods erklärtem didaktischem Ziel »former par l'exemple à la bonne méthode les jeunes gens qui veulent entrer dans la carrière historique, encourager et maintenir dans la bonne voie ceux qui y marchent déjà, ser-

1 Augustin CABANÈS, *Les morts mystérieuses de l'histoire*, Bd. 1: Rois, reines et princes français de Charlemagne à Louis XIII, Paris 1910, S. 10.

2 Gabriel HANOTAUX, *La fleur des histoires françaises*, Paris 1912, S. 190.

3 HARTOG, REVEL, *Note de conjoncture historiographique*, S. 13.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

vir à tous de centre de ralliement et d'information«⁴. Die angestrebte historisch-kritische, naturwissenschaftsähnliche Methode postulierte ein Primat der Quellen und die Objektivierung des historischen Gegenstands⁵. Der in Deutschland ausgebildete Gründer der »Revue historique« Monod orientierte sich damit explizit an dem deutschen Vorbild der 1859 von dem Ranke-Schüler Heinrich von Sybel (1817–1895) ins Leben gerufenen »Historischen Zeitschrift«⁶. Darüber hinaus sollte die Zeitschrift einen Gegenentwurf zur konservativ-katholischen »Revue des questions historiques« (gegr. 1866) bilden.

Die Gründung der »Revue historique« nur wenige Jahre nach der Niederlage Frankreichs gegen den deutschen Staatenbund unter der Führung Preußens und der Gründung der Dritten Republik war kein Zufall. Die Kapitulation von 1871 sowie der damit verbundene Verlust des Elsass und eines Teils von Lothringen hatten in der französischen Gesellschaft tiefe Spuren hinterlassen. Der »État-nation par excellence«⁷ steckte in einer tiefen Sinnkrise, die sich im ersten Jahrzehnt der Dritten Republik (1871–1880) sowohl durch politische Instabilität, als auch intellektuell durch das Nachdenken über den Nationsbegriff auswirkte. In seinem berühmten Vortrag »Qu'est-ce qu'une nation?« definierte der Historiker Ernest Renan (1823–1892) 1882 demzufolge die Nation als eine nicht an ein Territorium oder eine ›Rasse‹ gebundene seelische Schicksalsgemeinschaft, die jeden Tag aufs Neue der Bestätigung ihrer Mitglieder bedürfe⁸. Das Zusammengehörigkeitsgefühl einer solchen über Jahrhunderte gewachsenen nationalen Gemeinschaft sollte wiederum die Geschichte vermitteln. Der Gründung der »Revue historique« lagen damit auch patriotische Motive zugrunde⁹. Mit dem Anspruch auf Objektivierung des Forschungsgegenstands einerseits und dem Wunsch andererseits, die Wissenschaft in den Dienst einer Nation mit angeschlagenem Selbstbewusstsein zu stellen, tat sich indes ein Spannungsfeld der französischen Historiografie des ausgehenden 19. Jahrhunderts auf, das bereits im Vorwort der neugegründeten Zeitschrift anklingt. Dort steht: »L'étude du passé de la France, qui sera la principale partie de notre tâche, a d'ailleurs aujourd'hui une importance nationale. C'est par elle que nous pouvons rendre à notre pays l'unité et la force morale dont il a besoin,

4 MONOD, Du progrès, S. 35

5 Ibid., S. 27, 35.

6 Ibid., S. 27–29.

7 CABANEL, La question nationale au XIX^e siècle, S. 66.

8 Vgl. Ernest RENAN, Qu'est-ce qu'une nation? Conférence faite en Sorbonne, le 11 mars 1882, Paris 1882.

9 Christian AMALVI, Introduction. Les Saintes Écritures de l'histoire, in: DERS. (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 67–75, hier S. 72f.

en lui faisant à la fois connaître ses traditions historiques et comprendre les transformations qu'elles ont subies«¹⁰.

Mit dem Rücktritt des konservativen, monarchieaffinen Präsidenten Patrice de Mac-Mahon (1808–1893) im Januar 1879 rückte die Dritte Republik nach verschiedenen liberalen und konservativen Ansätzen endgültig auf die linksrepublikanische Seite. Dies ermöglichte den Republikanern, ihre einheitsstiftende und progressistische Deutung der Nationalgeschichte gezielt in allen Bevölkerungsschichten zu verbreiten. Die Speerspitze dieser Offensive bildete das Schulwesen, das in den 1880er Jahren mehreren Reformen unterworfen wurde – nicht zuletzt die der allgemeinen und bekenntnisfreien Grundschulpflicht – und somit zum Sprachrohr und Multiplikator dieses institutionalisierten Geschichtsdiskurses wurde¹¹. In den Fibeln der Dritten Republik wurde das frühe 17. Jahrhundert im Wesentlichen vom Gespann Heinrich IV. und Sully verkörpert und Parallelen zwischen der Erneuerung des Landes nach den Wirren der Bürgerkriege des 16. Jahrhunderts und dem inneren nationalen Wiederaufbau nach 1871 gezogen¹². Maria von Medici spielte darin, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete Rolle.

Das Ausgreifen des Staates auf die nationale Historiografie schlug sich auch im universitären Bereich nieder, in dem in den 1880er Jahren ebenfalls Reformen nach deutschem Vorbild umgesetzt wurden. Diese Maßnahmen zur Institutionalisierung des akademischen Geschichtsdiskurses unter staatlicher Ägide richteten sich in erster Linie gegen die konservativen Kräfte des Landes, vertreten durch die »Revue des questions historiques«, die lokalen Gelehrten-gesellschaften und die katholischen Universitäten¹³. Damit lösten die staatlichen Universitäten zunehmend die Akademien als Tonangeber der nationalen Geschichtsschreibung ab¹⁴. Ähnlich wie bei den Schulreformen war es dabei ebenfalls das erklärte Ziel, eine »national fühlende, das eigene Land kennende und liebende, fachlich qualifizierte, zu rationaler Analyse fähige Elite heranzubilden. Diese Elite sollte eines Tages eine aussichtsreiche Revanche wagen«¹⁵. Die politische und wissenschaftliche Durchsetzung der Republikaner ging

10 Gustave FAGNIEZ, Gabriel MONOD, Avant-propos, in: *Revue historique* 1 (1876), S. 1–4, hier S. 4.

11 BARJOT, CHALINE, ENCREVÉ, *La France au XIX^e siècle*, S. 481f.

12 Vgl. AVEZOU, *Sully à travers l'histoire*, S. 447–454.

13 POIRRIER, *Introduction à l'historiographie*, S. 37.

14 Sophie-Anne LETERRIER, *Sociabilité académique*, in: AMALVI (Hg.), *Les lieux de l'histoire*, S. 159–168, hier S. 167.

15 SIMON, *Historiographie*, S. 170.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

außerdem mit einer zunehmenden Demokratisierung und Öffnung einher¹⁶. So wurden die Archives nationales für private Studien zugänglich gemacht, nachdem sie 1870 bereits dem Bildungsministerium unterstellt worden waren¹⁷.

Die Vereinnahmung der Deutung der Nationalgeschichte durch die linksrepublikanische politische Mehrheit der Dritten Republik ab den 1880er Jahren war allerdings bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs heftig umkämpft. Die Kohärenz und Schlagkraft der republikanischen Geschichtsschreibung lag im Gedanken der Einheit und Kontinuität der Nation¹⁸. Als problematisch erwies sich dieses Konzept vor allem dann, wenn es zur Legitimation eines bestimmten politischen Systems eingesetzt wurde, nämlich der Dritten Republik, und somit per se nicht alle Mitglieder der Nation umfasste. Die von den republikanischen Kräften geschaffene säkularisierte Nationalgeschichte, die das Schicksal Frankreichs mit dem der Republik gleichsetzte, wurde somit von den Konservativen mehrheitlich abgelehnt.

Die schmachvolle Verlusterfahrung von 1871 hatte zudem zur Ausbreitung extremer Positionen geführt. Die Herausbildung eines französischen rechten Nationalismus gipfelte schließlich 1898 in der Gründung der rechtsextremen, antidemokratischen und nationalistischen Action Française, die eine Befreiung von innenpolitischen Zwängen – zu verstehen ist darunter die linksrepublikanische Vormachtstellung – postulierte, bevor man sich an Deutschland rächen würde¹⁹. Die einschneidenden Zwischenfälle um den Kriegstreiber und General Georges Boulanger (1889–1891) und die Spionageaffäre um den Artillerie-Hauptmann Alfred Dreyfus (1894–1906) offenbarten am Ausgang des 19. Jahrhunderts auf dramatische Weise die innere Zerrissenheit und tiefe Spaltung der französischen Nation und damit auch das Scheitern des vereinenden Ansatzes der Dritten Republik²⁰. Nicht zuletzt führten die antiklerikal und laizistisch motivierte republikanische Gesetzgebung sowie die mit der Industrialisierung

16 BARJOT, CHALINE, ENCREVÉ, *La France au XIX^e siècle*, S. 479; SIMON, *Historiographie*, S. 171: »[E]s herrschte eine Ideologie, wonach ›Science‹ und ›Démocratie‹ Schwestern seien. Wahre Wissenschaft könne nur unter demokratischer Politik existieren und Förderung erwarten, und umgekehrt führe wahre Wissenschaft zu Erkenntnissen, die die Demokratie/Republik automatisch stärken müßten. Dabei ging es um die Erziehung guter Bürger einerseits, um den Nachweis der Demokratie als einzig rational begründbaren und zeitgemäßen Staatsform andererseits«.

17 Vgl. HILDESHEIMER, *Les Archives nationales*, S. 94–97.

18 Vgl. hierzu CITRON, *Le mythe national*, S. 12–17, 24f.

19 Vgl. CABANEL, *La question nationale au XIX^e siècle*, S. 96–98.

20 *Ibid.*, S. 100f.: Cabanel sprach in diesem Zusammenhang für die Jahrhundertwende von einem pessimistischen Nationalismus und einem französischen Irredentismus, weil nur noch ein Krieg die Auflösung des innenpolitischen Dilemmas und die Rückerobertung der verlorenen Territorien gewährleisten konnte. Vgl. für genaue Ausführungen zu

einhergehenden tiefgreifenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen zum Erstarken des politischen Ultramontanismus unter den französischen Katholiken. Sie sahen ihre Interessen nicht mehr vom französischen Staat vertreten und richteten sich daher vermehrt nach dem Papst aus²¹. Die Trennung zwischen Kirche und Staat, die 1905 rechtskräftig wurde, vertiefte den binnenfranzösischen Graben noch mehr, der sich nicht nur gesellschaftlich, sondern auch historiografisch zwischen den konservativen und republikanischen, teils antiklerikalen Kräften niederschlug²². Diese ideologische Spaltung erschwerte nicht zuletzt einen Zusammenschluss der Parteien, die sogenannte *union sacrée*, beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Sommer 1914.

Wenngleich Maria von Medici in der Historiografie der Dritten Republik keine zentrale Figur war, zeigt auch dieser Zeitabschnitt, wie stark anhand der Stilisierung historischer Figuren tiefgreifende politische Krisen und gesellschaftliche Grundthemen erklärt und bewältigt werden sollten. Das Bild der Herrscherin um die Wende zum 20. Jahrhundert hin spiegelt die Widersprüche, Hoffnungen und Ängste dieser Zeit, sei es ihr wissenschaftlicher Optimismus, die Vermittlung eines bürgerlichen Ethos, die Verklärung einheitsstiftender nationaler Werte oder auch der erbitterte Kampf zwischen klerikalen und laizistischen Kräften um die Deutungshoheit der Geschichte und damit um nichts weniger als die Prägung kommender Generationen.

4.2 Die gelungene Objektivierung einer unbeliebten Herrscherin?

Die aus der »Revue historique« erwachsene *école méthodique* prägte die französische Geschichtswissenschaft bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs entscheidend²³. Diese historische Schule wird häufig irreführenderweise als »positivistische« Geschichtsschreibung bezeichnet²⁴. Kein französischer Historiker, der ihr angehörte, nahm jedoch jemals explizit Bezug auf Auguste Comtes

den einschlägigen Ereignissen BARJOT, CHALINE, ENCREVÉ, *La France au XIX^e siècle*, S. 486–491, 503–515.

21 Vgl. hierzu *ibid.*, S. 246–272, insb. ab S. 260.

22 THUILLIER, TULARD, *Les écoles historiques*, S. 34–37.

23 Vgl. Guy BOURDÉ, Hervé MARTIN, *Les écoles historiques*, Paris ²1997, S. 181f., 185–188.

24 Die Bezeichnung der *école méthodique* als »positivistisch« geht auf die Annales-Schule zurück, die damit im 20. Jahrhundert die naive Wissenschaftsgläubigkeit ihrer Vorgänger anprangerte. Monod selbst strebte hingegen eine »histoire positive« – und nicht »positiviste« – an. Vgl. hierzu Charles-Olivier CARBONELL, *L'histoire dite »positiviste« en France*, in: *Romantisme* 21/22 (1978), S. 173–185, hier S. 173, 182f.; MONOD, *Du progrès*, S. 36.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

(1798–1857) erkenntnistheoretische Lehre²⁵. Zwar beteuerte Monod in seiner programmatischen Schrift von 1876, dass die Geschichte zum »*progrès du genre humain*« beitragen sollte²⁶, doch ist dies weniger als ideologische Einbettung in Comtes Positivismus denn als Ausdruck des allgegenwärtigen optimistischen Fortschrittglaubens des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu deuten. So waren Monod und seine Kollegen davon überzeugt, dass sie sich der Wahrheit hinter den historischen Ereignissen dank einer naturwissenschaftsähnlichen, in ihren Augen sachlichen Analyse nähern und damit einen Beitrag zum allgemeinen Erkenntnisstand leisten konnten²⁷. Um dies zu bewerkstelligen, sollte diese Schule unabhängig von jedweder politischen und religiösen Denkströmung sein²⁸. Nicht zuletzt postulierte die *école méthodique* mittels einer Spezialisierung auf kleinere Themengebiete und einer Abkehr von mehrbändigen, von einem einzigen Autor verfassten Monumentaldarstellungen eine Abgrenzung zur philosophischen Schule, die ihrerseits Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte herauszuarbeiten suchte²⁹.

Die Objektivierung des Untersuchungsgegenstands sollte dadurch gewährleistet werden, dass der historische Text im Mittelpunkt stand³⁰. Der Vergangenheit glaubte man nämlich unmittelbar in den Quellen zu begegnen. Dieses Primat der Quelle und der damit verbundene heuristische und hermeneutische Ansatz werden insbesondere in der zweiten großen programmatischen Schrift dieser geschichtswissenschaftlichen Schule, der »*Introduction aux études historiques*« (1898) von Charles Seignobos (1854–1942) und Charles-Victor Langlois

25 SIMON, *Historiographie*, S. 187. Siehe auch BOURDÉ, MARTIN, *Les écoles historiques*, S. 205–208. Zudem äußerten sich auch die positivistischen Theoretiker sehr kritisch über die *école méthodique*, die nicht ihren Erwartungen an die Geschichtswissenschaft entsprach, vgl. hierzu CARBONELL, *L'histoire dite »positiviste«*, S. 180–182.

26 MONOD, *Du progrès*, S. 38. Siehe auch die Überschrift seiner programmatischen Einführung zur »*Revue historique*«, die er »*Du progrès des études historiques en France depuis le XVI^e siècle*« nannte.

27 Ibid.

28 Ibid., S. 36–38; BOURDÉ, MARTIN, *Les écoles historiques*, S. 181–184. Betrachtet man die Redaktionsmitglieder, so waren diese mehrheitlich Protestanten, Freimaurer und Juden – Katholiken, wie der Mitbegründer Fagniez, waren wenig vertreten. Fagniez trat zudem 1881 aufgrund der wiederholten Angriffe der »*Revue historique*« gegen die katholische Kirche zurück und lief zur konservativen »*Revue des questions historiques*« über. Damit war die angestrebte religiöse und ideologische Pluralität der Zeitschrift gescheitert.

29 Vgl. MONOD, *Du progrès*, S. 33f.

30 Die zentrale Rolle, die den Originalquellen zugeordnet war, äußerte sich u. a. in umfassenden Fußnoten und Querverweisen, die Bezüge zwischen den Historikern und inhaltliche Entwicklungen für heutige Untersuchungen besser nachvollziehbar machen.

(1863–1929) deutlich³¹. Die historischen Dokumente sollten entsprechend gesammelt, kontextualisiert und analysiert werden, um dann die daraus abgeleiteten Ergebnisse – in Abkehr von der romantischen Schule – äußerst sachlich zusammenzufassen. Dieser regelrechte Quellenkult führte zur Abfassung zahlreicher Quelleneditionen und Monografien, deren erklärtes Ziel es war, alle Dokumente zu einem bestimmten Thema erschöpfend zu sammeln³². Daraus ergaben sich indes häufig auch »travaux préparatoires« ennuyeux, pointillistes, discontinus³³, wie sie Carbonell zugespitzt nannte.

Die soeben dargelegten Grundsätze der universitären, um jeden Preis nach Sachlichkeit strebenden Historiografie schlugen sich – ebenso wie ihre Kehrseiten – unweigerlich in der Rezeption Marias von Medici ab der Mitte der 1870er Jahre nieder. Dem lag die Überzeugung zugrunde, dass diese Herrscherin noch nicht erschöpfend erforscht sei und einiges sogar anhand neuer Quellen hinterfragt und gegebenenfalls korrigiert werden müsse. Denn welche reizvollere Aufgabe hätte es für diese neue, aufstrebende Historikergeneration gegeben, als sich mithilfe neuer wissenschaftlicher, als objektiv empfundener Methoden an die Hinterfragung einer bislang fast durchweg negativen Rezeption einer Herrscherin zu wagen? Dieses Bestreben wurde nicht zuletzt dadurch befördert, dass ab den 1870er Jahren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs mehrere Quellen aus dem 17. Jahrhundert neu aufgelegt oder erstmals ediert wurden³⁴. Anhand von vier Beispielen soll nun dargelegt werden, wie die Verfechter der *école méthodique* Aspekte der Interpretation dieser Herrscherin in teils mühseligen Studien neu überprüften. Doch war damit zwangsläufig eine Loslösung von jahrhundertealten Diskursen oder gar ein neuer Blick auf Maria gewährleistet?

31 So beginnt die Abhandlung mit folgendem bezeichnenden Satz: »L’histoire se fait avec des documents«, siehe Charles-Victor LANGLOIS, Charles SEIGNOBOS, Introduction aux études historiques, Paris 1898, S. 1.

32 Vgl. CARBONELL, L’histoire dite »positiviste«, S. 179.

33 Ibid., S. 184.

34 Zu nennen wären etwa: Paul BONNEFON (Hg.), Mémoires du maréchal d’Estrées sur la régence de Marie de Médicis (1610–1616) et sur celle d’Anne d’Autriche (1643–1650), Paris 1910; Louise BOURGEOIS, Les six couches de Marie de Médicis, reine de France et de Navarre [1652], in: Collection de documents rares ou inédits relatifs à l’histoire de Paris, Paris 1875; Abel DESJARDINS (Hg.), Négociations diplomatiques de la France avec la Toscane. 6 Bde., hg. von Giuseppe CANESTRINI, in: Collection des documents inédits relatifs à l’histoire de France, Paris 1859–1886, hier Bd. 5: 1589–1610; Eugène GRISELLE (Hg.), État de la maison du roi Louis XIII, de celles de sa mère Marie de Médicis; des ses sœurs, Chrestienne, Élisabeth et Henriette de France; de son frère, Gaston d’Orléans; de sa femme, Anne d’Autriche; de ses fils, le dauphin (Louis XIV) et Philippe d’Orléans comprenant les années 1601 à 1665, Paris 1912.

4. Institutionalisation und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

4.2.1 Berthold Zeller und die florentinischen Quellen – Neubewertung einer Ehe

Der Historiker Berthold Zeller (1848–1899)³⁵ bietet ein idealtypisches Beispiel für eine Neuinterpretation Marias von Medici ganz im Sinne der *école méthodique*. Zwischen 1877 und 1899 verfasste er fünf Bände, in denen er sich von ihrer Heirat im Oktober 1600 bis zu ihrem Sturz als Regentin am 24. April 1617 eingehend mit dieser Königin befasste³⁶. Ziel seines Unterfangens war es, die gesamte Quellen- und Forschungslage zu diesem Zeitraum zu erfassen, um dann dank einer minutiösen Neuuntersuchung den Erkenntnisfortschritt in diesem Bereich für die kommenden Generationen voranzutreiben³⁷. Seine Themenwahl begründete er äußerst pragmatisch: Maria war im späten 19. Jahrhundert bei Weitem noch nicht so gut erforscht wie ihre Vorgängerin Katharina, weshalb er hoffte, sich dank dieser Forschungslücke wissenschaftlich profilieren zu können³⁸.

In seiner Darstellung nahm Zeller die bislang in der französischen Historiografie gänzlich vernachlässigte Perspektive der italienischen Staaten, vornehmlich Venedigs und Florenz', auf die Regentin ein. Im Wesentlichen stützte er sich hierfür auf die bis dahin noch unerschlossenen Korrespondenzen italienischer Botschafter am französischen Hof. Die Briefe der venetianischen Diplomaten konnte er in Kopie in der Bibliothèque nationale einsehen³⁹. Florentini-

³⁵ Berthold Zeller war der Sohn von Jules Zeller (1813–1900), ebenfalls Historiker und Verfasser einer Biografie über Heinrich IV. (1882). Trotz seiner zahlreichen Publikationen ist wenig über ihn bekannt. Krankheiten zwangen ihn mehrfach seine Forschungen zu unterbrechen; er starb im Alter von 51 Jahren, siehe Gustave BAGUENAUULT DE PUCHESSE, Marie de Médicis jugée par les ambassadeurs florentins, in: *Revue d'histoire diplomatique* 13/1 (1899), S. 527–546, hier S. 527.

³⁶ Der erste Band (1877) befasst sich mit der Ehe Marias mit dem ersten Bourbonenkönig (1600–1610). Der zweite und dritte Band (1892 und 1897) behandeln je zwei Jahre der Regentschaft und führen im Titel neben Maria die Namen der in diesen Jahren jeweils dominanten Minister Sully (1610–1612) und Villeroy (1612–1614). Der vierte Band (1898) untersucht den Zeitraum 1614 bis 1616, als Maria für ihren nun volljährigen Sohn die Leitung des Königlichen Rats übernahm. Er endet mit der Verhaftung von Condé im September 1616. Der fünfte Band (1899) befasst sich mit den letzten Monaten der Herrschaft Marias von Medici, die mit dem Majestätsstreich vom 24. April 1617 jäh endete.

³⁷ ZELLER, Marie de Médicis et Sully, S. XIII.

³⁸ DERS., Henri IV et Marie de Médicis, S. Vf.

³⁹ DERS., Marie de Médicis et Sully, S. XIII. Die venetianischen Berichte nutzte Zeller als Gegengewicht zu den florentinischen Dokumenten, siehe DERS., La minorité de Louis XIII. Marie de Médicis et Villeroy. Étude nouvelle d'après les documents florentins et vénitiens, Paris 1897, S. XI.

sche Depeschen waren dort allerdings nur partiell erhalten⁴⁰. Genau diese bildeten aber für ihn den Dreh- und Angelpunkt seiner angestrebten Neubewertung Marias, denn: »Ils [les ambassadeurs florentins] sont naturellement la source principale d'informations pour l'histoire du gouvernement d'une régente et d'une reine mère florentine, l'approchant plus facilement que les représentants d'autres puissances et se trouvant généralement plus nombreux autour d'elle«⁴¹. Aus diesem Grund reiste er nach Florenz, um die dortigen einschlägigen Archive zu sichten, darunter das Archivio Mediceo del Principato, wo die Korrespondenz der Medici von 1537 bis 1743 aufbewahrt wurde⁴². Das Ergebnis erwies sich als äußerst erträglich, denn die Briefe aus und nach Florenz waren »[b]eaucoup plus personnels«, und »font véritablement partie de l'histoire de notre reine florentine«⁴³. Die Gesamtheit der von Zeller erschlossenen Diplomatschreiben, die täglich während der Minderjährigkeitsregentschaft Marias (1610–1614) verfasst und nach Florenz geschickt wurden, hängt der Historiker bei der Drucklegung in umfassenden Appendizes an⁴⁴. Er verstand dies als Hilfestellung für zukünftige Forschungen über diese Herrscherin⁴⁵.

Maria, eine vernachlässigte Ehefrau

Von Zellers fünf Monografien über Maria sorgte zweifelsohne der erste Band über ihre Ehejahre mit Heinrich IV. (1600–1610) für die größte Aufmerksamkeit in Fachkreisen. Dieser Band sticht schon deshalb hervor, weil er als einziger ausgezeichnet und 1877, im Jahr seiner Erstveröffentlichung, noch ein zweites

⁴⁰ Florentinische Depeschen dieser Zeit waren zwar schon in der von Abel Desjardins herausgegebenen »Collection des documents inédits relatifs à l'histoire de France« abgedruckt worden, doch bemängelte Zeller, dass sie nur den Zeitraum bis zum Tod Heinrichs IV. (1610) abdeckten, siehe DERS., *Marie de Médicis et Sully*, S. XIV.

⁴¹ Ibid. Zum Zeitpunkt des Todes Heinrichs IV. gab es vier akkreditierte florentinische Botschafter am Pariser Hof, darunter Matteo Botti und Scipione Ammirato. Danach kamen die Brüder Giovanni und Matteo Bartolini, siehe DERS., *Marie de Médicis et Villeroy*, S. XII.

⁴² Dies war seit 1852 möglich, weil Großherzog Leopold II. ein zentrales, öffentliches Staatsarchiv in Florenz hatte einrichten lassen, vgl. o.V., *Storia dell'Archivio di Stato di Firenze*, <http://www.archiviodistato.firenze.it/asfi/index.php?id=10> (14.1.2019).

⁴³ Beide Zitate in ZELLER, *Marie de Médicis et Villeroy*, S. XII.

⁴⁴ Vgl. DERS., *Marie de Médicis et Sully*, S. 339–388 u. DERS., *Marie de Médicis et Villeroy*, S. 285–380.

⁴⁵ Vgl. DERS., *Marie de Médicis et Sully*, S. XVI–XVIII.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Mal aufgelegt wurde⁴⁶. Darüber hinaus wurde Zellers Studie »Henri IV et Marie de Médicis« prominent in namhaften Zeitschriften besprochen⁴⁷. Vergleicht man die verschiedenen Rezensionen miteinander, wird deutlich, dass es Zellers Enthüllungen der »secrets domestiques de ce ménage royal«⁴⁸ und vor allem über Heinrich IV. als Privat- und Ehemann waren, die Aufsehen erregten. Aus seiner eingehenden Sichtung der florentinischen Quellen hatte Zeller nämlich schließen müssen, dass »Henri IV a eu de déplorables faiblesses et Marie de Médicis en a été la victime«⁴⁹. Maria sei während ihrer Ehejahre »plus malheureuse encore que coupable« gewesen⁵⁰. Dies kontrastierte mit der bislang in der Historiografie dominierenden Schilderung, derzufolge die zänkische und eifersüchtige Maria ihrem vielbeschäftigten, lebensfrohen und friedfertigen Mann das Leben schwer gemacht hatte⁵¹. Neben den bereits angeführten diplomatischen Depeschen an verschiedene italienische Höfe hatten besonders persönliche Briefe Marias an ihre Verwandten, vornehmlich an ihren Onkel Ferdinand I., zu diesen neuen Erkenntnissen geführt⁵². Sie boten wertvolle Einblicke in Marias Gefühlswelt, denn »elle écrit aussi sur les sujets qui la touchent intimement, des lettres douloureuses et parfois pleines de véhémence«⁵³, und »[c]’est dans la correspondance de la reine avec son oncle qu’il faut chercher l’explosion, si souvent contenue devant la Cour, de l’orgueil et de la jalousie qui se combattent en elle«⁵⁴.

⁴⁶ Zeller erhielt 1877 für den ersten Band den mit 1000 Francs dotierten Prix Thérouanne der Académie française, siehe VISENOT, *Chronique*, in: *Polybiblion. Revue bibliographique universelle* 20 (1877), S. 167–189, hier S. 173.

⁴⁷ Siehe z. B. Gustave FAGNIEZ, *Rez. zu Berthold ZELLER, Henri IV et Marie de Médicis*, in: *Revue historique* 6 (1878), S. 199–202, hier S. 199f.

⁴⁸ O. V., *Notices Bibliographiques. Henri IV et Marie de Médicis*, par Berthold Zeller, in: *Revue de France* 27 (1878), S. 485f., hier S. 485.

⁴⁹ ZELLER, *Henri IV et Marie de Médicis*, S. IX.

⁵⁰ *Ibid.*, S. 71.

⁵¹ Siehe z. B. DREUX DU RADIER, *Mémoires historiques*, S. 340–344; GENLIS, *Henri le Grand*, S. 208; POIRSON, *Histoire du règne de Henri IV*, S. 170f.

⁵² Diese Briefe hatte er in den toskanischen Archiven eingesehen, siehe ZELLER, *Henri IV et Marie de Médicis*, S. VIIIff. In Frankreich sind ebenfalls einige handschriftliche Briefe Marias von Medici in der »Collection de Béthune«, eine der wichtigsten und umfangreichsten Manuskriptensammlungen der Bibliothèque nationale, einsehbar.

⁵³ *Ibid.*

⁵⁴ *Ibid.*, S. 247. Siehe allgemeiner auch S. 245–251, insb. S. 247f.: »Dans les lettres trop peu nombreuses qui nous ont été conservées, nous aimons à trouver une Marie de Médicis plus vive, plus expansive, plus elle-même que la reine de France dépeinte par Sully ou par les ambassadeurs. Les chagrins domestiques de la reine tiennent une grande place

Auf der Grundlage der italienischen Quellen sprach Zeller Heinrich IV. unmissverständlich die Schuld für die schwierigen Ehejahre zu. Grund hierfür seien seine zahlreichen Affären gewesen, vor allem die mit der ehrgeizigen Henriette d'Enragues. Seine Frau soll er durch sein wankelmütiges Verhalten häufig in eine prekäre und erniedrigende Lage am Hof versetzt und es ihr somit erschwert haben, sich in ihrer Position als Königin zu behaupten⁵⁵. Das Nebeneinander der beiden Frauen wertete Zeller für Maria, ähnlich wie Thiroux 1774, als charakterprägend, weshalb er sich ebenso ausführlich mit den Streitigkeiten und Vorrangkonflikten zwischen ihnen befasste⁵⁶. Einen weiteren gravierenden und mit politischen Konsequenzen verbundenen Fehler Heinrichs IV. sah Zeller zudem in dessen häufiger Abwesenheit. Damit habe der König versäumt, Maria in ihre Aufgaben als französische Königin einzuweisen⁵⁷. Dieses Versäumnis des Königs erachtete Zeller als umso unverzeihlicher, als dass er den Briefen der jungen Königin entnahm, dass sie ihren Ehemann bewundert hatte. Dieser hätte also durchaus ein Vorbild für sie sein können – nicht zuletzt im Hinblick auf eine Regentschaft, die sich angesichts des fortgeschrittenen Alters Heinrichs IV. durchaus abzeichnete⁵⁸. Dieser Deutung widerspricht übrigens Dubost in seiner 2009 erschienenen Biografie der Mediceerin: So habe Heinrich IV. nach einer schweren Erkrankung bereits 1603 die Notwendigkeit erkannt, seine Frau auf eine eventuelle Regentschaft vorzubereiten. Die politische Unterweisung der Königin übernahm er persönlich, gemeinsam mit Sully⁵⁹.

Nachwirkende nationalhistorisch und männlich geprägte Diskurse

Der neue Blick Zellers auf die Ehe des ersten königlichen Bourbonenpaares warf kein gutes Licht auf den sonst so verehrten Heinrich IV. Zugleich zeugen aber sowohl die Rezensionen zu seinem Werk sowie eine Aussage Zellers selbst davon, dass gewisse nationalhistorische Diskurse im ausgehenden 19. Jahrhundert nichts von ihrer Prägekraft eingebüßt hatten und auch keine Bereitschaft

dans ces pages; mais on y voit aussi figurer, par un contraste qu'il n'est pas sans intérêt de relever, l'indication de ses plaisirs à côté de ses plaintes et de ses lamentations».

⁵⁵ Mit diesem Verhalten »Henri IV prépara les troubles qui font de l'histoire de son mariage avec Marie de Médicis un drame si souvent pénible et qui, en empoisonnant ses dernières années, faillirent amener sa perte et celle de l'État«, *ibid.*, S. 24. Siehe hierzu auch *ibid.*, S. 100f.

⁵⁶ Vgl. *ibid.*, S. 100–112, 184–240.

⁵⁷ Vgl. *ibid.*, S. 82–91.

⁵⁸ *Ibid.*, S. 31, 179f.

⁵⁹ Vgl. DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 269f.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

bestand, diese abzulegen. Alle waren sich nämlich einig, dass diese Enthüllungen über Heinrich IV., wenngleich sie in einer Untersuchung über Maria von Medici erforderlich waren, keinesfalls den Ruhm des Königs in der Nachwelt überschatten sollten⁶⁰. Zudem relativierte Zeller das von ihm gezeichnete Bild Marias als Opfer, indem er den traditionsreichen Einwand anführte, dass sie selbst ihre Isolation am Hof und den desolaten Zustand ihrer Ehe durch ihren Starrsinn verstärkt habe⁶¹.

Interpretationen, die zwar Fehler Heinrichs IV. als Ehemann einräumten, Maria aber eine ebenso große, wenn nicht größere Schuld für die Eskapaden ihres Mannes zusprachen, erweisen sich damit im 19. Jahrhundert also als beständiger Diskurs im Bild dieser Herrscherin. Besonders deutlich wird das Überdauern dieser Deutung bei Gabriel Hanotaux, der ebenfalls in den 1890er Jahren anführte, dass »Henri IV, il est vrai, était un bien mauvais mari. Mais Marie de Médicis avait un bien mauvais caractère. Les hommes, les rois surtout, on droit à quelque indulgence. Or, la reine eût été, à tous les rangs de la société, une femme jalouse, colère et vindicative«⁶². Diese Aussage ist Ausdruck des bereits in der Arbeit mehrfach ausgeführten Diskurses bürgerlichen Ursprungs, der sich ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert immer stärker in der Gesellschaft durchsetzte. Dieser Wertevorstellung zufolge hatte die »gezähmte« Frau umgänglich und fügsam zu sein und dem Mann lediglich den Rücken zu stärken⁶³. Wenngleich diese Deutung meist von Männern vertreten wurde, die zudem den Geschichtsdiskurs dominierten, so legten auch manche weibliche Autoren eine solche Interpretation der Ehe des Bourbonenpaares vor⁶⁴.

Die folgenden vier Bände von Zeller über die Regentschaft Marias (1610–1617) zeugen dann wiederum, trotz der Hinzunahme neuer Quellen, von der Übernahme traditionsreicher Motive der Rezeption Marias von Medici. Hierzu zählt der Dekadenztopos, demzufolge ihre Herrschaft ein dunkles Intermezzo zwischen der glorreichen Regierung Heinrichs IV. und dem von Richelieu ein-

⁶⁰ Siehe o. V., *Notices Bibliographiques*, S. 485; L. P., *Henri IV et Marie de Médicis* par Berthold Zeller, in: *Revue des questions historiques* 22 (1877), S. 632; ZELLER, *Henri IV et Marie de Médicis*, S. IX.

⁶¹ *Ibid.*, S. 177f.

⁶² HANOTAUX, *Marie de Médicis* (1^{re} partie), S. 759; DERS., *Histoire du cardinal de Richelieu*, Bd. 2/1, S. 52. Siehe u. a. auch DESPREZ, *La politique féminine*, S. 12.

⁶³ Vgl. DARMON, *Femme, repaire de tous les vices*, S. 204–206. Siehe auch BADER, *La femme française*, S. 319.

⁶⁴ Siehe z. B. THIROUX D'ARCONVILLE, *Vie de Marie de Médicis*, Bd. 1, S. 56f.

geleiteten Grand Siècle darstellte⁶⁵. Maria unterstellte Zeller darüber hinaus – gemäß althergebrachten misogynen Topoi aus dem Ancien Régime – Inkompetenz und Borniertheit und nicht zuletzt Selbstsucht, die sie dazu gebracht hätten, ihre eigenen Interessen stets über die Staatsräson zu stellen⁶⁶.

Eine zu positiv ausgefallene Darstellung?

Obwohl Berthold Zellers Neubewertung der Königin Maria von Medici letzten Endes doch eher verhalten ausfiel, so erntete sein Ansatz dennoch scharfe Kritik vom Historikerkollegen und Anwalt Gustave Baguenault de Puchesse (1843–1922)⁶⁷. Der aus Orléans stammende Vorsitzende der Société de l'histoire de France verfasste hierzu 1899 einen Aufsatz in der »Revue d'histoire diplomatique«. Er verstand diesen als Rezension und zugleich Richtigstellung von Zellers fünf Monografien zu Maria von Medici. Seine Kritik beschränkte er allerdings auf die Wertung der Regentschaft und ging nicht auf die von Zeller neu gewonnenen Erkenntnisse zur Ehe des ersten Bourbonenpaares ein.

Zunächst bemängelte Baguenault, dass sich die Darstellung seines Kollegen zu sehr in anekdotische Details verlieren würde. Dies führte er auf eine zu einseitige Rezeption der florentinischen Quellen zurück, die überdies Maria von Medici angeblich per se gewogener waren⁶⁸. Die von Zeller für die französische Rezeption Marias von Medici neu eingenommene italienische Perspektive auf die Regentin hätte außerdem, so weiter Baguenault, stärker noch durch die Sicht französischer Zeitgenossen ergänzt werden müssen, die die innerfranzösischen Verhältnisse besser durchdrangen als vorübergehend am Pariser Hof lebende florentinische Diplomaten⁶⁹. Aus diesem Grund wertete der Historiker das Urteil der französischen Zeitgenossen über Maria von Medici als akkurater und verlässlicher. In diesem Sinne begrüßte er es, dass Zeller sich letzten Endes

⁶⁵ Siehe ZELLER, Marie de Médicis et Sully, S. XI: »une époque de décadence, et cependant elle précède un temps de grandeur« u. S. 60: »époque de troubles et d'affaiblissement de la monarchie française, qui succéda immédiatement au grand règne de Henri IV«. Vgl. außerdem S. 151 u. DERS., Marie de Médicis et Villeroy, S. 160, 197.

⁶⁶ Siehe DERS., Marie de Médicis et Sully, S. 7, 23, 71.

⁶⁷ Für detaillierte biografische Angaben siehe Jean-Charles ROMAN D'AMAT, Art. »Gustave Baguenault de Puchesse«, in: Michel PREVOST, Jean-Charles ROMAN D'AMAT (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 4, Paris 1948, Sp. 1207f.

⁶⁸ BAGUENAULT DE PUCHESSE, Marie de Médicis jugée par les ambassadeurs florentins, S. 528.

⁶⁹ Ibid.

4. Institutionalisation und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

doch noch der »tradition [de réception] ordinaire – qui est la bonne«⁷⁰, also der dominanten negativen Wertung Marias angeschlossen habe. Baguenaults eigenes abschließendes Urteil über die Regentin fiel an der Schwelle zum 20. Jahrhundert jedenfalls nicht anders aus als im Ancien Régime und bei zahlreichen Historikern des 19. Jahrhunderts: Maria sei »cette dernière des Médicis« gewesen, »qui oubliait trop qu'elle était la veuve et la mère d'un Bourbon, et qui, par sa funeste régence, avait fait perdre à la monarchie en quelques années une grande partie du prestige et de la prospérité que lui avait conquise Henri IV«⁷¹.

4.2.2 Eusèbe Pavie und die lokalhistorische Perspektive – die geschätzte Landesmutter

Auch Eusèbe Pavie (1844–19..?) strebte in seiner 1899 in Angers veröffentlichten Detailstudie »La guerre entre Louis XIII et Marie de Médicis« die Hinterfragung üblicher Topoi der Rezeption Marias auf der Grundlage eines bislang unbeachteten Quellenkorpus an. Er entschied sich hierbei für einen regionalen und zeitlichen Fokus auf den zweiten der beiden sogenannten Kriege der Mutter und des Sohnes. Dieser spielte sich ab 1619 bis zu seiner Niederschlagung am 7. August 1620, auf die die Unterzeichnung des Friedensvertrags von Angers am 10. August 1620 folgte, zu großen Teilen im Anjou ab. Diese Provinz war Maria – nach ihrer abenteuerlichen Flucht aus Blois im Februar 1619 und einer ersten Militärexpedition gegen Ludwig XIII. – im Vertrag von Angoulême (30. April 1619) als Apanage und ihre Hauptstadt Angers als Residenzstadt zugewiesen worden. In seiner minutiös recherchierten, doch weitschweifigen Monografie gab Pavie die wechselnden Bündnisse, die Verhandlungen, die Finanzierung sowie das eigentliche Kriegsgeschehen und die Truppenbewegungen im Laufe dieser Auseinandersetzung akribisch wieder.

Die Wahl des Themas rührte bei Eusèbe Pavie von seiner lokalwissenschaftlichen und politischen Verankerung her. Er war Stadtrat von Angers, hatte seinerzeit mehrere Aufsätze für die »Revue d'Anjou« verfasst und war Mitglied der Société d'agriculture, des sciences et des arts d'Angers⁷². Die regionale Verankerung des Gelehrten schlug sich auch in den von ihm genutzten Quellen nieder. Die üblicherweise zur Erforschung dieser Epoche hinzugezoge-

⁷⁰ Ibid.

⁷¹ Ibid., S. 546.

⁷² Pavie entstammte einer Familie von Druckern und Gelehrten aus Angers. Sein Vater, Victor Pavie, war mit Victor Hugo und Sainte-Beuve befreundet, sein Großvater, Louis Pavie, hatte 1828 die Société d'agriculture, des sciences et des arts d'Angers gegründet, siehe o.V., Les Pavie, <http://bicentenairepavie.info/les-pavie> (14.1.2019).

nen zeitgenössischen Memoiren, Briefe und Depeschen ergänzte er durch Dokumente aus lokalen Archiven, wie etwa dem Stadtarchiv von Angers, und Kirchenbücher. Pavier rezipierte außerdem ihm zeitgenössische lokalgeschichtliche Studien zu den Provinzen Maine und Anjou, wie auch den aus Angers stammenden Historiografen Pierre Rangeard (1691–1726). Pavies Themenwahl erscheint somit vorrangig lokalpatriotisch motiviert. Der Stolz auf die eigene Heimat zieht sich daher wenig überraschend leitmotivisch durch die Monografie hindurch, nicht zuletzt in kleinen Exkursen über die Schönheit der Region und Gastfreundschaft der Angeviner⁷³.

Die beliebte Landesmutter des Anjou

Pavier stilisierte Maria von Medici vorrangig als Landesmutter des Anjou⁷⁴. Diese Stellung habe auf gegenseitiger Annahme beruht, denn nicht nur sei es der ausdrückliche Wunsch der Königin gewesen, sich in Angers niederzulassen, sondern die Bewohner hätten ihr auch einen prächtigen und enthusiastischen Empfang bereitet⁷⁵. Pavier sprach aufgrund dieser gegenseitigen Verbundenheit vom Anjou als »patrie adoptive«⁷⁶ Marias.

Maria von Medici soll sich darüber hinaus als umsichtige und weise regierende Landesherrin erwiesen haben, die ihren lokalen herrschaftlichen Aufgaben ernsthaft nachging⁷⁷. Pavier verklärte sie entsprechend als »déesse aussi adorable que libérale«⁷⁸ und als zugängliche und großzügige Herrscherin, die sich in Angers großer Beliebtheit erfreut habe⁷⁹. Mit seiner Schilderung einer wohlwollenden Landesmutter distanzierte er sich auf der Grundlage lokaler

⁷³ Siehe z. B. PAVIE, *La guerre*, S. 14f., 68, 420. Auch machte er in der Darstellung keinen Hehl aus seiner regionalen Zugehörigkeit. Er verwendete etwa häufig Possessivpronomen wie bei »nos solennités religieuses ou municipales« oder »nos monuments publics« (beides S. 144) oder auch »notre patriotisme local« (S. 425) (Hervorh. MRK).

⁷⁴ *Ibid.*, S. 78: »l'ancienne régente convertie en souveraine angevine«.

⁷⁵ *Ibid.*, S. 18f., 69.

⁷⁶ *Ibid.*, S. 68.

⁷⁷ Vgl. *ibid.*, S. 142–144.

⁷⁸ *Ibid.*, S. 144.

⁷⁹ *Ibid.*: »Car Marie de Médicis ne pouvait apparaître [...] sans qu'on y vît l'abondance et la liesse éclater sur ses traces. [...] A chacune de ses allées et venues [...] on ne sait si ce fut avec plus d'amour ou d'orgueil que les Angevins multipliaient les ovations au-devant d'elle; et aujourd'hui encore l'inscription du nom de Marie de Médicis sous les arcades de nos monuments publics éternise la popularité de son souvenir«. Siehe auch S. 419.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Zeugnisse von der Wahrnehmung Marias auf nationaler Ebene als unnahbare und inkompetente Regentin⁸⁰. Die Verklärung der Königin zur geliebten Landesmutter wird Pavie allerdings vorrangig der Rechtfertigung der Auflehnung von Angers gegen seinen König gedient haben. So begründete er den Widerstand der Stadt mit der fast symbiotischen Beziehung zwischen Maria und ihren Untertanen. Demnach hätten die Stadtbewohner, Marias »concitoyens d'adoption«⁸¹, die freiwillige Gefolgschaft zu ihr gewählt und eine Solidaritätsgemeinschaft mit ihr gebildet. Die Auflehnung gegen den König sei demnach lediglich ein Verteidigungskampf sowohl der Landesherrin als auch der Stadtbürger gewesen⁸². Dieser soll zudem ehrenhaft und royalistisch motiviert gewesen sein, weil Angers dabei Marias »triple invulnérabilité de femme, de reine et de mère« zu wahren gesucht habe⁸³.

Brüche und Widersprüche in Pavies Darstellung

Besonders auffällig ist bei Pavie allerdings der Kontrast zwischen der äußerst positiven Darstellung Marias auf lokaler Ebene und dem negativen Bild, das er wiederum von ihr zeichnete, sobald er sich mit der nationalen Geschichte befasste. In diesem Bereich stilisierte er sie als listenreiche, unversöhnliche, aber manipulierbare Herrscherin, die von intriganten und kriminellen Beratern umgeben gewesen sei⁸⁴. Allein Richelieu erscheint vernünftig, ja selbstlos, weshalb ihn Pavie zum Beschützer Marias verklärte, der sie dank seines Verhandlungsgeschicks vor sich selbst und vor gefährlichen Einflüssen bewahrt habe⁸⁵. Diese Diskrepanz muss sicherlich darauf zurückgeführt werden, dass es Pavie in seiner Schilderung eigentlich vorrangig um Richelieu ging, den er als regulierende Instanz und späteren Erlöser der französischen Nation verherrlichen wollte. Hierzu musste der Lokalhistoriker an nationalhistorische Topoi anknüp-

⁸⁰ Ibid., S. 651: Maria hinterließ »le sympathique souvenir d'un règne libéral dont les gages ont afflué sur nous jusque dans le paroxysme de la guerre civile [...]. Sa libéralité fut à la fois pour nous royale et florentine, artistique et pieuse, seigneuriale et populaire. [...] A sa prétendue ingratitude ne substituons pas la nôtre. Tenons-lui compte non seulement des institutions dont elle nous a dotés ou des largesses dont elle nous a comblés, mais encore des misères qu'il n'a pas tenu à elle d'alléger, comme de celles dont elle nous a sauvés. Si elle n'a pas tari, elle a voulu au moins essayer toutes nos larmes«.

⁸¹ Ibid., S. 420.

⁸² Vgl. *ibid.*, S. 420–423.

⁸³ Ibid., S. 420.

⁸⁴ Siehe z. B. *ibid.*, S. 3, 22, 102, 529.

⁸⁵ Ibid., S. 35–40, 97, 101, 104, 156, 306, 431.

fen, die den späteren Minister in einer heilsgeschichtlichen Sicht auf die französische Vergangenheit als Marias Opponent aufstellten. Dies gelang nur dann, wenn die Mediceerin als inkompetente Herrscherin stigmatisiert wurde⁸⁶.

So ist Richelieu der eigentliche Held in Pavies Schilderung des Kriegs zwischen Maria und Ludwig XIII. Dem Historiker war demnach daran gelegen, den Bischof von Luçon von dem Vorwurf der Zeitgenossen und Historiografen reinzuwaschen, wonach er Maria für den Preis der Kardinalswürde Ludwig XIII. und dessen Favoriten Luynes ans Messer lieferte und für ihre militärische Niederlage bei Les Ponts-de-Cé verantwortlich war⁸⁷. Dies wertete Pavier als politisch motivierte Anklage, die ab 1630 – und damit nach dem Sturz Marias – von ihren Anhängern publizistisch verbreitet worden war⁸⁸. Deutliche Worte fand er in diesem Zusammenhang vor allem gegen Thiroux d'Arconville, deren Werk über Maria er als »une de ces biographies de complaisance dont les héros posent trop avec des auréoles de victimes« bezeichnete⁸⁹. Ihm zufolge prägte Thiroux wesentlich den Mythos Marias als Opfer eines ehrgeizigen Richelieus für das 19. Jahrhundert, von dem Pavier sich zu distanzieren suchte. Damit verkannte er jedoch den Lehrcharakter des moralistischen Impetus dieser Gelehrten der Spätaufklärung und reduzierte ihre Schilderung auf das bloße Ziel, Mitleid zu erregen. Pavies Rehabilitierung Richelieus auf Kosten Marias erscheint jedoch besonders aufgrund seiner Quellenwahl problematisch, da er sich zur

⁸⁶ Mit der komplexen Beziehung zwischen Richelieu und Maria während des Exils in Blois befasste sich ebenfalls Hanotaux. Auch er zeigte ein Geflecht aus emotionalen und machtpolitischen Abhängigkeiten auf und schilderte das gekonnte Lavieren des ehrgeizigen Bischofs zwischen dem König und dessen Mutter, vgl. HANOTAUX, Richelieu et Marie de Médicis à Blois, S. 46–65. Ziel solcher Darstellungen war es, Richelieus Geschick als Staatsmann hervorzuheben, auch im Kontrast zu Marias bewusst prononciierter angeblicher Unfähigkeit und Sturheit, siehe hierzu z. B. S. 50 oder auch DERS., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/2, S. 292.

⁸⁷ PAVIE, La guerre, S. 411: »Immobiliser à Angers et à la veille de la bataille des Ponts-de-Cé dans une si digne attitude Marie de Médicis, était-ce la livrer à l'ennemi? Car telle est l'accusation générale qui, sans relâche, durant deux siècles [...] a suivi la mémoire de Richelieu. Tous les historiens protestants ou catholiques, frondeurs ou royalistes, qui, en attendant la réaction justificative de nos jours, ont abordé ce champ d'entremise diplomatique si décisive pour Richelieu comme pour la France; tous, depuis Fontenay-Mareuil jusqu'à Victor Cousin [...] lui ont à l'envi jeté la pierre«. Vgl. hierzu auch S. 652–668.

⁸⁸ Vgl. *ibid.*, S. 667f. Auch in der heutigen Forschung wird meist negativ über die Rolle Richelieus als Doppelagent zwischen 1617 und 1620 berichtet, siehe DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 589 u. HILDESHEIMER, Richelieu, S. 87. Dem widerspricht Malettke, dem zufolge Richelieus Rolle als Mediator zwischen Maria und ihrem Sohn Ausdruck seiner Loyalität der Krone gegenüber gewesen sei. Dass er sich erhoffte, letztlich selbst davon zu profitieren, bleibt aber unbestritten, vgl. MALETTKE, Richelieu, S. 233f.

⁸⁹ PAVIE, La guerre, S. 653.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Bewertung der ambivalenten Beziehung zwischen den beiden vorrangig auf die diplomatischen Instruktionen und Memoiren des Kardinals stützte. Diese hatte Richelieu nach dem Sturz der Königinmutter 1630 zu selbstlegitimatorischen Zwecken verfasst beziehungsweise verfassen lassen.

4.2.3 Die spanischen Ehen von 1615 als politischer Paradigmenwechsel?

Einer der wohl nachhaltigsten und prägendsten Topoi in der nationalhistorischen Wertung des Wirkens Marias als Regentin ist wohl derjenige der völligen Abkehr von den politischen Grundprinzipien ihres Mannes. Das Projekt der sogenannten spanischen Ehen, in dessen Rahmen im Jahr 1615 Ludwig XIII. die Infantin Ana einerseits und Élisabeth de France den Infanten Felipe andererseits heirateten, galt als symptomatisch für diesen Kurswechsel, weil Maria mit diesem Schritt das spanisch-französische Bündnis in Europa neu stärkte. Die Interpretation eines von Maria eingeleiteten Paradigmenwechsels, welcher der republikanischen Historiografie zufolge zum Niedergang der Monarchie und damit zur Revolution führte, hinterfragte vornehmlich der Historiker François-Tommy Perrens (1822–1901) in seiner 1868 erschienenen und von der Académie française preisgekrönten Monografie »Les mariages espagnols sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis«⁹⁰.

Eine pragmatische Entscheidung in der politischen Kontinuität zu Heinrich IV.

Perrens ging ebenfalls gemäß der heuristischen, nach Sachlichkeit strebenden historiografischen Methode des ausgehenden 19. Jahrhunderts vor, indem er die Vorgeschichte der Doppelhochzeit auf der Grundlage einer detaillierten Quellenauswertung darlegte. Dies verstand er als Ergänzung zu den zahlreichen Gesamtdarstellungen der Regentschaft Marias und als Weichenstellung für kommende Historikergenerationen⁹¹. Um die komplexen französisch-spanischen Beziehungen zwischen 1602 und 1615 zu beleuchten, stützte sich der aus-

⁹⁰ Diese Monografie gehört aufgrund ihres Erscheinungsdatums formal nicht in dieses Kapitel. Dies gilt auch für Perrens' zweibändige Studie »L'Église et l'État en France sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis« (1872), die später behandelt wird. Die Werke sind allerdings den 1876 formulierten Grundsätzen der *école méthodique* und ideologisch klar der Dritten Republik zuzuordnen, weshalb sie erst hier ausführlich untersucht werden.

⁹¹ Vgl. François-Tommy PERRENS, *Les mariages espagnols sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis (1602–1615)*, Paris 1868, S. Vf., XVI.

gewiesene Italien- und Medici-Kenner⁹² auf diplomatische Depeschen und Unterlagen aus Rom, Venedig, Madrid und Paris⁹³. Diese Vielfalt an Quellen sollte eindrücklich belegen, dass das Projekt der spanischen Ehen keiner Laune Marias entsprang, sondern bereits seit 1602 von Heinrich IV. selbst anvisiert worden war⁹⁴. Konzeptionell entschied sich Perrens für eine zweiteilige Darstellung, in der die Schilderung der Verhandlungen unter Heinrich IV. (1602–1610) fast denselben Umfang aufweist, wie der zweite Teil zum weiteren Verfahren während der Regentschaft Marias (1610–1615)⁹⁵. Damit sollte dem Leser suggeriert werden, dass beide Verhandlungszeiträume als gleichwertig zu betrachten seien.

Zur Untermauerung seiner These der Kontinuität zwischen beiden Herrschaften argumentierte Perrens vornehmlich geostrategisch. Heinrich IV. und Maria hätten demnach beide mittels des spanischen Bündnisses die innen- und außenpolitische Stabilisierung und Stärkung des Landes angestrebt⁹⁶. Damit deutete er das Projekt einer Allianz mit Spanien als Kernaspekt der Außenpolitik Heinrichs IV. ab 1602, um den Frieden von Vervins (1598) zu sichern⁹⁷. Der Zusammenschluss der zwei wichtigsten katholischen Mächte Europas wurde aktiv vom Papst gefördert, wengleich Spanien und Frankreich zwischen 1602 und 1610 eine ambivalente, von gegenseitigem Misstrauen und machtpolitischer Konkurrenz geprägte Beziehung pflegten. Beiden Mächten bot sich dabei die Alternative zwischen einer gegenseitigen Annäherung oder der Neutralisierung des Konkurrenten durch den Ausbau strategisch relevanter Nebenbünd-

92 Für die sechsbändige »Histoire de Florence« (1877–1883) erhielt er 1883 den Grand Prix Jean Reynaud des Institut bzw. der Académie des sciences morales et politiques.

93 PERRENS, *Les mariages espagnols*, S. Xlf.: Seine Hauptquellen waren die Depeschen des päpstlichen Nuntius Ubaldini (1608 und 1615 am französischen Hof tätig), die des französischen Botschafters in Rom, Savary de Brèves, Briefe der Minister Villeroy und Jeannin und Berichte des venetianischen Diplomaten Andrea Badoer. Einen Großteil der Quellen hatte er in der Bibliothèque impériale und im Staatsarchiv von Simancas eingesehen, das die neuzeitlichen Staatspapiere der spanischen Monarchie aufbewahrt.

94 Er war nicht der erste Historiker, der dies im 19. Jahrhundert bekräftigte, doch derjenige, der es als Erster ausführlich anhand der Quellen belegte. Siehe hierzu z. B. auch SISMONDI, *Histoire des Français*, Bd. 22, S. 157f.

95 Vgl. PERRENS, *Les mariages espagnols*, S. 1–268 zu den Verhandlungen unter Heinrich IV. (1602–1610) u. S. 269–568 für die Verhandlungen und die Umsetzung des Projekts unter Maria (1610–1615).

96 Vgl. *ibid.*, S. VIII–X. Auch Zeller folgte dieser Interpretation, siehe Berthold ZELLER, *Louis XIII. Marie de Médicis, chef du Conseil (1614–1616)*. Étude nouvelle d'après les documents florentins et vénitiens, Paris 1898, S. 187.

97 PERRENS, *Les mariages espagnols*, S. 64.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

nisse in Europa, sei es mit England oder Savoyen⁹⁸. Zwar habe Heinrich IV. seit 1609 die zweite Variante stärker vorangetrieben, doch betonte Perrens, dass die Verhandlungen über das Projekt einer spanischen Doppelhehe im Hintergrund nie abgebrochen waren⁹⁹.

Damit führte der Historiker eine subtile Differenzierung in die Wertung der Aushandlung der spanischen Ehen während der Regentschaft Marias ein. Das spanische Bündnis sei in diesem Sinne zwar kein Bruch mit der Politik ihres verstorbenen Mannes gewesen, doch hatte es ihr aufgrund ihrer Unentschlossenheit¹⁰⁰ und ihrer persönlichen Vorliebe für Spanien und Rom an Geschick gemangelt, um den von Heinrich IV. vollführten Balanceakt zwischen den europäischen Mächten aufrechtzuerhalten. Dies würde erklären, warum der Eindruck eines politischen Umschwungs entstand¹⁰¹. Perrens gestand Maria außerdem zu, dass die Entscheidung für Spanien vor dem Hintergrund ihrer umstrittenen Regentschaft notwendig gewesen sei¹⁰².

Die von Perrens angestrebte differenzierte Wertung des spanischen Eheprojekts während der Regentschaft wirkt allerdings stellenweise inkonsistent. Zwar betont er eingangs, dass er Maria neutral auf der Grundlage ihrer politischen Entscheidungen beurteilen und sich dabei nicht von der Wahrnehmung Dritter beeinflussen lassen wolle¹⁰³, stellte seinen Ausführungen aber eine detaillierte Schilderung des Charakters und der Erziehung Marias voran, die sie vorwiegend als Landfremde stigmatisierte¹⁰⁴. Er bezeichnete ihre Entscheidung zur Schließung der spanischen Ehen entsprechend als »contraire aux traditions,

98 Vgl. *ibid.*, S. 1–268. Besonders wies er auf die Fluktuation der Verhandlungen vor dem Hintergrund des niederländischen Unabhängigkeitskrieges hin, bei dem Heinrich IV. eine Mittlerrolle zwischen Spanien und den Aufständischen einnahm, doch gleichzeitig eigene Interessen in Flandern vertrat. Nach der Aushandlung eines zwölfjährigen Waffenstillstands (1609) rückte das spanisch-französische Eheprojekt in den Hintergrund und beide Mächte umwarben stärker Drittmächte mit Heiratsangeboten.

99 *Ibid.*, S. 253.

100 *Ibid.*, S. 439: »l'âme toujours flottante de Marie de Médicis«.

101 *Ibid.*, S. 271: »[I] [Henri IV] était de ces acteurs qu'on remplace avec peine, et l'insuffisance de ceux qui prirent son rôle, fit croire qu'on représentait une pièce nouvelle, très-inférieure à ce qu'on avait vu tant qu'il attirait sur lui tous les yeux«. Siehe auch S. 272, 335.

102 Vgl. *ibid.*, S. 567f. Zu diesem Schluss kam 20 Jahre später auch Zeller, siehe ZELLER, Marie de Médicis et Sully, S. 238, 263–271 u. DERS., Marie de Médicis, chef du Conseil, S. 188.

103 PERRENS, Les mariages espagnols, S. 275.

104 *Ibid.*, S. 272–274: »Italienne par sa naissance, la reine-mère l'était plus encore par ses dispositions naturelles et par son éducation. Pour mieux dire, elle avait du génie italien ce qu'en laissait subsister la sombre Espagne, dans les provinces de la péninsule ita-

aux intérêts, aux désirs du royaume«¹⁰⁵. Damit rezipierte er geläufige misogynie und xenophobe Elemente der nationalen Meistererzählungen. Marias Beschluss bewertete er in diesem Zuge als antinational und antidemokratisch, weil er gegen massive Widerstände im Land durchgesetzt wurde¹⁰⁶. Ebenso erachtete er die Umsetzung des Projekts als irrational, unbedacht und selbstsüchtig¹⁰⁷. Schließlich erinnert Perrens' Verwendung des Adjektivs »néfaste«¹⁰⁸ an Michiels Vorwurf, Maria habe mit ihrem Entschluss den Verfall der Monarchie und Frankreichs eingeläutet¹⁰⁹.

Gründe für solche Widersprüche

So endet auch die Argumentation von Perrens sehr ambivalent. Zwar kann er anfangs noch überzeugend belegen, dass bereits Heinrich IV. Pläne für ein solches spanisch-französisches Bündnis hatte, doch rezipierte er im zweiten Teil eine nationalistische Deutung, wonach Maria mit der letztendlichen Umsetzung des Projekts das Schicksal der Nation aufs Spiel gesetzt hatte. Die Inkonsequenz seiner Beweisführung schlägt sich nicht zuletzt in seiner Quellenwahl nieder. Im ersten Teil stützt er sich, wie im Vorwort angekündigt, vorwiegend auf Primärquellen wie etwa Gesandtenkorrespondenz. Im zweiten Teil rezipiert er

lique où elle dominait, grâce à ses alliances. Par sa mère, d'ailleurs, Marie descendait des Espagnols, et elle en avait les goûts, les mœurs, les habitudes, même la mise. On remarquait en elle la dévotion superstitieuse, l'opiniâtreté, la paresse des Castellans. [...] Femme et mère de roi, pour être à la hauteur de ses devoirs, elle aurait dû s'attacher à sa nouvelle patrie: elle y resta presque étrangère. [...] C'est pourquoi, dès l'année 1608, un judicieux observateur, le Vénitien Priuli prévoyait qu'elle s'emparerait difficilement de l'esprit de la nation. Elle lui fut, en effet, toujours suspecte et même odieuse. [...] Mais justement parce qu'elle n'était pas plus française de caractère que d'origine, elle plaisait aux étrangers, surtout aux Espagnols et aux Italiens«.

¹⁰⁵ Ibid., S. 564f.

¹⁰⁶ Vgl. *ibid.*, S. 521–530.

¹⁰⁷ Vgl. *ibid.*, S. 350–352. Zeller argumentierte ähnlich, siehe ZELLER, Marie de Médicis et Sully, S. 178.

¹⁰⁸ PERRENS, Les mariages espagnols, S. 566.

¹⁰⁹ Dieser nationalistisch gefärbten Interpretation widersetzte sich später Zeller. Er führte an, dass Anna von Österreich, die Ludwig XIII. auf Veranlassung Marias von Medici 1615 heiratete, 30 Jahre später als Regentin bei den Verhandlungen zum Westfälischen Frieden unerbittlich die Interessen ihres jungen Sohns Ludwig XIV., und somit Frankreichs, gegen Spanien durchzusetzen gesucht habe. Damit habe sie die Weichen für dessen glorreiche Herrschaft gestellt, siehe ZELLER, Marie de Médicis, chef du Conseil, S. 188f.

4. Institutionalisation und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

dann vorwiegend Richelieu und Michelet und demnach keineswegs Maria gegenüber neutrale, geschweige denn positiv gesinnte Autoren.

Doch wie erklärt sich dieser Widerspruch? Ähnlich wie bei Pavier kann dies nur mittels des Bilds verstanden werden, das der Autor von Richelieu zeichnete. Hätte Perrens nämlich die Deutung der spanischen Ehen als nationalhistorischen Paradigmenwechsel relativiert, dann hätte dies die anvisierte Verklärung des daran anschließenden Wirkens des Kardinalministers als »tâche patriotique« erschwert¹¹⁰. Hätte er also diesen von ihm anhand der Quellen widerlegten Bruch in der politischen Ausrichtung Frankreichs zwischen Heinrich IV. und Maria verneint, so hätte er zugleich die Leistung des Ministers als Wiederhersteller französischer Interessen geschmälert. Aus diesem Grund führte Perrens eine subtile Unterscheidung ein, wonach der Einschnitt nicht von der politischen Umsetzung der spanischen Ehen herrührte, sondern in den teils fehlgeleiteten Zielen und der Unfähigkeit Marias begründet lag¹¹¹. Damit konnte er Maria weiterhin auf der Grundlage alter Topoi als fremde, inkompetente, selbstsüchtige und fehlgeleitete Regentin stigmatisieren und Richelieu als denjenigen darstellen, der nach ihr wieder an die angeblich wahrhaft nationale Politik Heinrichs IV. anknüpfte¹¹². Perrens vollführte damit einen mühsam wirkenden Spagat zwischen dem Anspruch auf eine sachliche Untersuchung und der Wiedergabe heilsgeschichtlicher Motive der republikanischen Metanarrative.

4.2.4 Eine Frage der Schuld – der moralistische Topos der Eigenverantwortung

Der katholische Gelehrte Charles Barthélemy (1825–1888) versuchte sich im Kapitel »Marie de Médicis est-elle morte de misère?« aus dem 1877 veröffentlichten siebten Band seiner zwölfbändigen Reihe »Erreurs et mensonges historiques« ebenfalls am historiografischen Ansatz eines auf Quellen basierenden Objektivitätsanspruches. Seit 1865 hatte es sich Barthélemy zur Aufgabe gemacht, nationale Mythen zu untersuchen und gegebenenfalls zu berichtigen. Im Hinblick auf Maria befasste er sich mit ihrer häufig angeführten Armut im Exil und mit der Frage nach der Gerechtigkeit ihres tragischen Schicksals¹¹³.

¹¹⁰ PERRENS, *Les mariages espagnols*, S. 566.

¹¹¹ *Ibid.*, S. 567f.

¹¹² *Ibid.*, S. 565f.

¹¹³ BARTHÉLEMY, *Marie de Médicis est-elle morte de misère?*, S. 216.

Zur Untersuchung ihrer vermeintlichen Mittellosigkeit zog Barthélemy Quellen aus dem 17. Jahrhundert und Darstellungen von ihm zeitgenössischen Historikern hinzu¹¹⁴. Die in den Quellen häufig angeführte Armut Marias bewertete er daraufhin als mitleiderregenden Topos, dessen Ursprung er in den Memoiren des Marquis von Montglat (1620–1675) verortete¹¹⁵. Barthélemy zufolge soll dann Dreux du Radier im späten 18. Jahrhundert für die maßlose Übertreibung dieser Angabe verantwortlich gewesen sein, die in der Folge von zahlreichen Historikern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts übernommen wurde¹¹⁶. Der entscheidende Beweis, um diesen Topos zu widerlegen, war für ihn das Testament Marias¹¹⁷. Es war in der Mitte des 19. Jahrhunderts erstmals ediert, doch ihm zufolge von den Historikern noch zu wenig berücksichtigt worden¹¹⁸. Es belege aber, so Barthélemy, dass Maria bis zu ihrem Tod im Juli

114 Für die folgenden Ausführungen vgl. *ibid.*, S. 223–228.

115 Die Memoiren des Marquis von Montglat wurden 1727 erstmals veröffentlicht und 1825 im Band 49 der renommierten Quellensammlung »Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France« der Gelehrtenfamilie Petitot erneut aufgelegt – damit rückten sie wieder stärker ins Bewusstsein der Historiker des 19. Jahrhunderts.

116 Siehe DREUX DU RADIER, *Mémoires historiques*, S. 374: »J'ai lu que dans l'hiver de l'année 1642 qu'elle y passa, elle manqua de bois pour son appartement, & qu'on fut obligé de brûler les tables, les armoires, & les autres meubles qui pouvoient servir à faire le feu« (Hervorh. i. Orig.). Siehe außerdem u. a. BAZIN DE RAUCOU, *Histoire de France*, Bd. 4, S. 385; LAVALLÉE, *Histoire des Français*, S. 126; SISMONDI, *Histoire des Français*, Bd. 23, S. 509f.

117 BARTHÉLEMY, *Marie de Médicis est-elle morte de misère?*, S. 227f.

118 Das Testament Marias von Medici wurde 1838 in der dreißigbändigen Quellenedition »Archives curieuses de l'histoire de France« (1834–1841) des Gelehrten Félix Danjou (1812–1866) veröffentlicht, siehe Félix DANJOU (Hg.), *Testament de la Reine mère du Roy*, in: *Archives curieuses de l'histoire de France depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII*, Bd. 5, Paris 1838, S. 167–182. Es muss allerdings hervorgehoben werden, dass bereits Thiroux in ihren Ausführungen Bezug auf besagtes Testament nahm und ausschnittsweise daraus zitierte, siehe THIROUX D'ARCONVILLE, *Vie de Marie de Médicis*, Bd. 3, S. 500. Der Inhalt war demnach bereits vorher bekannt. Barthélemy zeigte sich erstaunt, dass die überarbeitete Version des Lexikonartikels von Laporte über Maria (1843) in der »Biographie universelle« das 1838 veröffentlichte Dokument nicht berücksichtigte und weiterhin von einer völligen Mittellosigkeit Marias sprach, siehe BARTHÉLEMY, *Marie de Médicis est-elle morte de misère?*, S. 228 u. LAPORTE, Art. »Marie de Médicis«, S. 597. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zogen die Historiker das Testament dann regelmäßig hinzu, um einen sachlicheren Blick auf den Lebensabend Marias zu entwickeln. Martin korrigierte z. B. seine Ausführungen entsprechend. In der zweiten Auflage von 1844 sprach er noch von einem »état voisin de la misère«, siehe MARTIN, *Histoire de France*, Bd. 13, S. 340. In der vierten Auflage von 1858 bezog er sich dann auf das Testament, um diese Aussage zu relativieren, siehe *ibid.*, Bd. 11, S. 571.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

1642 durchaus noch Möbelstücke, Edelsteine und Schmuck besessen habe¹¹⁹. Davon ausgehend, stufte er die Bedürftigkeit Marias als literarisch konstruierte Übertreibung ein, die »sent d'une lieue son tableau de genre et exhale une entière saveur de mensonge, chère à tous ces esprits qui veulent quand même dramatiser l'histoire – comme si elle n'était pas assez intéressante dans son austère et simple vérité!«¹²⁰

Barthélemys zweite Frage, ob Maria ihr Schicksal verdient habe, erscheint hingegen vom Standpunkt einer sich als objektiv gerierenden Geschichtsschreibung äußerst problematisch, da ihre Beantwortung automatisch eine Wertung mit sich zieht. Ihm zufolge hatte die Schilderung der angeblichen Armut Marias von Medici in der ihm vorausgegangenen Historiografie jedwede sachliche Auseinandersetzung mit ihrem Exil verhindert¹²¹. In einem ähnlich moralistischen Ansatz wie 1774 Thiroux d'Arconville, die Barthélemy als beste Kennerin der Mediceerin würdigte¹²², schloss er sich ihrem Fazit an, wonach Maria aufgrund ihrer charakterlichen Schwächen ihr Schicksal selbst heraufbeschworen und somit selbst zu verantworten habe¹²³. Damit rezipierte er die von Richelieu geprägte und politisch motivierte Sicht auf das Schicksal der Regentin.

Die offensichtliche Ambivalenz der Argumentation Barthélemys zwischen der unreflektierten und moralisierend untermalten Wiedergabe althergebrachter emotional geladener und politischer Topoi über die Mediceerin und dem Anspruch nach einer Objektivierung des Forschungsgegenstands verdeutlicht nur allzu gut das Spannungsfeld der Geschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Meistererzählung. Auch dieses Beispiel zeigt deutlich, dass die Lösung von geläufigen Motiven zwar in der Sache durch die Hinzunahme und detaillierte Untersuchung zeitgenössischer Quellen angestrebt wurde, doch in den daraus gezogenen Schlüssen und Werturteilen selten gelang.

4.2.5 Maria von Medici als aufwertendes Gegenstück männlicher Protagonisten

Wie die vorausgegangenen Beispiele eindrücklich gezeigt haben, scheiterte also die angestrebte Objektivierung des Bilds Marias von Medici meist an der Schlagkraft nationaler Metanarrative, die nicht zuletzt die Verklärung ihrer

¹¹⁹ BARTHÉLEMY, *Marie de Médicis est-elle morte de misère?*, S. 227f.

¹²⁰ *Ibid.*, S. 228. Siehe auch S. 223.

¹²¹ Vgl. *ibid.*, S. 215f.

¹²² *Ibid.*, S. 221.

¹²³ Vgl. *ibid.*, S. 216–221. Siehe auch S. 223, 228. Pavie vertrat ebenfalls diese an Thiroux angelehnte Meinung, siehe PAVIE, *La guerre*, S. 570f.

männlichen Zeitgenossen Heinrich IV. und Richelieu anstrebten. Diese relationale Dimension im Bild der Herrscherin, die in den vorausgegangenen Kapiteln bereits als traditionsreiches Motiv vorgestellt wurde, setzte sich demzufolge in der Historiografie der Dritten Republik bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs fort. Obgleich die Deutung des Paares Heinrich IV. und Maria nun teilweise zu Gunsten der Herrscherin nuanciert wurde, so vollzog sich die ab 1870 zunehmende nationale Verherrlichung des Kardinalministers eindeutig zum Nachteil der Königinmutter.

Heinrich IV. und Maria von Medici

In der Dritten Republik wirkte die Verehrung des ersten Bourbonenkönigs, den man als Verkörperung französischer und seit 1870 verstärkt auch republikanischer Werte pries, weiter nach¹²⁴. Der Historiker, der wohl am deutlichsten die Verfestigung, Durchsetzung und damit Institutionalisierung der republikanischen Deutung der Geschichte symbolisiert, ist zweifelsohne Ernest Lavisse (1842–1922). Dieser »pédagogue du patriotisme«¹²⁵ oder, wie Pierre Nora ihn treffend bezeichnete, »instituteur national«¹²⁶, prägte durch seine Ausarbeitung von Schulbüchern wesentlich das Geschichtsverständnis ganzer Generationen von Staatsbürgern der Dritten Republik. Tief erschüttert von der Niederlage von 1870, strebte er im Hinblick auf eine mögliche Revanche gegen Deutschland die Erneuerung und Stärkung des französischen Nationalgefühls anhand der Erzählung und Popularisierung der gemeinsamen Vergangenheit an. Das von ihm konzipierte und herausgegebene siebzehnbändige Gemeinschaftswerk der »Histoire de France de l'époque gallo-romaine à la Révolution« (1903–1911) entsprach ganz diesem Ziel¹²⁷. Für die verschiedenen Bände dieser neuen »Histoire de France«, die zum historischen Referenzwerk der Dritten Republik aufstieg, beauftragte Lavisse namhafte Spezialisten¹²⁸, darunter den Professor Jean-

¹²⁴ Siehe z. B. BATIFFOL, *La vie intime*, Bd. 1, S. 194–211, insb. S. 194, wo er den ersten Bourbonenkönig als »un des rares personnages de l'histoire dont la tradition ait exactement popularisé les traits, les qualités charmantes et les défauts« bezeichnete, u. Auguste LAUGEL, *Le duel de Marie de Médicis et de Richelieu*, in: *Revue des deux mondes* 24 (1877), S. 348–369, hier S. 349: »le plus grand roi de la terre«.

¹²⁵ COORNAERT, Émile, *Destins de Clio*, S. 59.

¹²⁶ Pierre NORA, Lavisse, instituteur national. Le »Petit Lavisse«, évangile de la République, in: DERS. (Hg.), *Les lieux de mémoire*, Bd. 1, Paris 1984, S. 247–289.

¹²⁷ BOURDÉ, MARTIN, *Les écoles historiques*, S. 150–155.

¹²⁸ Die Bände erschienen nacheinander zwischen 1900 und 1911. Die »Histoire de France« ist untergliedert in neun große Teile, die aus jeweils zwei Bänden bestehen.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Hippolyte Mariéjol (1855–1934), der die Ausführungen zum 16. und 17. Jahrhundert übernahm. Der Band 6/2 über die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts erschien 1905. Mariéjol erntete für seinen Beitrag zu dem Monumentalwerk von Lavissee aufgrund seines gewissenhaften, präzisen und unparteilichen Vorgehens viel Lob von seinen Kollegen¹²⁹. Seine Untersuchung zeichnet sich entsprechend den Maßstäben der *école méthodique* durch die Vielzahl der ausgewerteten Quellen aus. Außerdem listete er eingangs zu jedem Kapitel detailliert die von ihm genutzten zeitgenössischen Dokumente sowie die einschlägige europäische Sekundärliteratur zum jeweiligen behandelten Thema auf¹³⁰.

Mariéjol beschrieb Heinrich IV. als pragmatischen, offenerzigen, volksnahen Herrscher, was vom ungebrochenen Nachwirken der positiven Rezeption des Bourbonenkönigs zeugt¹³¹. Der Historiker relativierte allerdings in gewissen Punkten dieses verklarte Bild und distanzierte sich von der seit Veröffentlichung der Memoiren Sullys in der Historiografie geläufigen Glorifizierung seiner Außenpolitik, wonach Heinrich IV. im sogenannten *grand dessein* ein Projekt des europäischen Gleichgewichts unter französischer Führung angestrebt hatte¹³². Ebenso warnte er davor, die Ermordung des Königs als Ende eines goldenen Zeitalters zu interpretieren. Vielmehr wies er darauf hin, dass die von ihm 1610 geplante Militärexpedition nach Jülich und Kleve ein äußerst riskantes Unterfangen gewesen sei¹³³.

Im Gegenzug lobte Mariéjol die innen- und außenpolitischen Entscheidungen der Regentin als vernünftig, weil sie einen nahtlosen und ruhigen Übergang gewährleisteten¹³⁴. Ihr Vorgehen sei vor allem pragmatisch gewesen

¹²⁹ Vgl. Yves de BRIÈRE, Bulletin bibliographique. Dix-septième et dix-huitième siècles, in: Revue des questions historiques 38 (1907), S. 329–331, hier S. 330: Der Rezensent führt Mariéjols »impartialité coutumière« an. Siehe auch Jean LETACONNOUX, Rez. zu Ernest LAVISSE (Hg.), Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Révolution, Bd. 6/1: Jean-H. MARIÉJOL, La Réforme et la Ligue. L'édit de Nantes (1559–1598), in: Annales de Bretagne 20 (1904), S. 556–558, hier S. 558. Darin ist von einer »documentation [...] étendue et solide« und von der »impartialité [...] incontestable« des Autors die Rede. Zwar bezieht sich dies auf den Band 6/1, doch lassen sich diese grundsätzlichen Merkmale seines methodischen Vorgehens auf den Band 6/2 übertragen.

¹³⁰ Mariéjol bietet damit eine der quellenreichsten Untersuchungen des hier untersuchten Korpus.

¹³¹ Vgl. MARIÉJOL, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 23–25.

¹³² Vgl. *ibid.*, S. 124f.

¹³³ *Ibid.*, S. 140: »Aussi l'historien le plus ému de cette fin tragique peut se demander s'il ne vaut pas mieux qu'il soit tombé là. La lutte où il entraît était hasardeuse et téméraire«. [...] Tous les bienfaits du règne étaient compromis par une crise d'aveuglement passionnel«.

¹³⁴ Vgl. *ibid.*, S. 144f.

und daher »une politique appropriée à la faiblesse d'une régente étrangère et d'un roi mineur, sans imprudence et sans bassesse«¹³⁵. Das spanische Doppelbündnis wertete er, entgegen der vorwiegenden historiografischen Meinung, als festen Bestandteil dieser bedachten Politik, weil dieses Projekt »a permis à la France de traverser sans trop de dommage les années si dangereuses d'une minorité. Est-il donc juste de demander compte à Marie de ce qu'elle ne pouvait faire, quand il faudrait lui savoir gré de ce qu'elle a fait?«¹³⁶ Mariéjol plädierte also dafür, Marias Wirken an dem Handlungsrahmen zu messen, der ihr als Regentin während einer tendenziell schwächeren Phase der Monarchie und somit unter erschwerten Bedingungen gegeben war. Zudem begrüßte er ihren konservativen Ansatz – im ursprünglichen Sinne des Wortes – als erhaltende Maßnahme eines bestehenden Zustands. Die Relativierung der politischen Leistungen Heinrichs IV. im frühen 20. Jahrhundert bewirkte demnach zweifelsohne eine gemäßigte und differenziertere Wertung der Herrschaft seiner Frau.

Die Fremde und der neuentdeckte republikanische Nationalheld

Das Richelieu-Bild vollzog hingegen in der Dritten Republik einen deutlichen Wandel. Laurent Avezou, der beste Kenner der Rezeptionsgeschichte des Prinzipalministers, setzte die Zäsur bei der französischen Niederlage von 1871 an¹³⁷. Die vorhergegangenen Historikergenerationen hatten Richelieu sehr gespalten gegenübergestanden. Viele hatten ihn als herrischen Machthaber verteufelt, der seine Ziele rücksichtslos auf Kosten des französischen Volks umgesetzt habe. Ab 1871 wurde Richelieu dann zunehmend als »éveilleur du génie collectif« rehabilitiert¹³⁸. Dies lag mitunter daran, dass die offizielle Geschichtsschreibung der Dritten Republik ihn im Kontext der traumatischen territorialen Verluste von 1871 zum Verteidiger der angeblich natürlichen Grenzen Frankreichs, Denker französischer Hegemonie und Visionär republikanisch-laizistischer Werte erhob. Zweifelsohne wirkte sich diese Wandlung im Richelieu-Bild auch auf die Wahrnehmung seiner Gönnerin und späteren Kontrahentin Maria aus, die

135 Ibid., S. 147.

136 Ibid., S. 154.

137 Für die folgenden Ausführungen, vgl. AVEZOU, Richelieu à l'époque contemporaine, S. 151–178.

138 Ibid., S. 161.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

neben dem wiederentdeckten Nationalhelden zunehmend in der Historiografie verblasste¹³⁹.

Wesentliches Merkmal der Rezeption des Konflikts zwischen Maria und Richelieu in der Historiografie ab den 1870er Jahren ist die Überblendung politischer Beweggründe durch eine personalisierte und dualistisch-nationale Interpretation. Bereits der Titel des Aufsatzes »Le duel de Marie de Médicis et de Richelieu«¹⁴⁰, den der Historiker Auguste Laugel (1830–1914) 1877 in der renommierten »Revue des deux mondes« veröffentlichte, zeugt von der Akzeptanz dieses Diskurses in akademischen Kreisen. In diesem »Duell« stigmatisierte er Maria vorrangig als Ausländerin und stellte hierfür seinen eigenen Ausführungen despektierliche Zitate von Michelet über Maria als Deutsche, Italienerin und Spanierin voran¹⁴¹. Ihr Fremdsein begründete Laugel zufolge Marias fatalen Einfluss auf die Geschicke des Landes, denn: »Étrangère, [...] elle ne pouvait guère avoir une politique française. [...] Elle fit dévier pendant quelques années notre histoire, jusqu'au moment où un grand ministre reprit les desseins d'Henri IV et remit la politique française dans son assiette naturelle«¹⁴². In dieser Aussage wird das Nachwirken der Inhalte der von den republikanischen Autoren der Jahrhundertmitte geprägten nationalen Meistererzählungen deutlich. Es wird von einer Frankreich inhärenten, natürlichen Bestimmung ausgegangen, der menschliches Zutun gegebenenfalls schaden könne – so auch im Falle Marias von Medici.

Wie ausgeprägt die heilsgeschichtliche nationale Verherrlichung Richelieus in der Historiografie der Dritten Republik nachwirkte, bezeugen zudem die Publikationen von Gabriel Hanotaux (1853–1944). Wie kein anderer verkörperte der Historiker die Verquickung republikanischer Geschichtsschreibung und Politik. Dieser Verwandte Henri Martins hatte mehrfach Ministerposten bekleidet, war als Diplomat tätig gewesen und wurde 1897 in die Académie

¹³⁹ Dies ist z. B. deutlich am soeben erläuterten Band der »Histoire de France« von Mariéjol festzumachen. Maria tritt ab der Ernennung Richelieus zum Minister (1624) zunehmend in den Hintergrund, und nach 1630 ist Richelieu die dominante Figur der Erzählung. Sogar Marias Tod wird ausschließlich aus dessen Perspektive erzählt, siehe MARIÉJOL, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 450: »À Tarascon, il avait reçu la nouvelle de la mort, à Cologne, de Marie de Médicis (13 juillet 1642). [...] Richelieu n'eut ni remords ni regret«.

¹⁴⁰ Der Aufsatz legt einen deutlichen Schwerpunkt auf die Exiljahre Marias in den Spanischen Niederlanden und ist als Rezeption des Werks des belgischen Historikers Henrard »Marie de Médicis dans les Pays Bas (1631–1638)« (1876) zu verstehen. Eine genaue Analyse des Werks folgt in Teil II, Kap. 1.2.1.

¹⁴¹ LAUGEL, Le duel, S. 348.

¹⁴² Ibid., S. 349.

française aufgenommen¹⁴³. Sein wohl bekanntestes historiografisches Erbe ist seine mehrbändige Richelieu-Biografie¹⁴⁴, in der er den Prinzipalminister regelrecht als Romanhelden behandelte¹⁴⁵. Maria, die Förderin des Aufstiegs des ehrgeizigen Bischofs und späteren Kardinals, nahm in Hanotaux' Studien einen wichtigen Platz ein. Der bewegten Beziehung der beiden widmete er daher noch mehrere Aufsätze¹⁴⁶.

Hanotaux rezipierte ebenfalls das Metanarrativ des Gegensatzes zwischen der fremden Herrscherin, die kein Verständnis für den weltgeschichtlichen Auftrag Frankreichs gehabt habe, und dem französischen Minister, der im Konflikt mit seiner Gönnerin zum Verteidiger des Nationswillens aufgestiegen sei. Dieser personifizierte Kontrast von Bedrohung und Förderung der nationalen Interessen sollte dem Geschehen mehr Dramatik verleihen. Marias Stilisierung als Fremde war in diesem Zusammenhang unerlässlich. Unheilvoll eröffnete Hanotaux daher seinen Aufsatz »Marie de Médicis, les Concini et l'évêque de Luçon« (1894) mit folgendem Satz: »Pour la seconde fois, une Médicis régnait sur la France«¹⁴⁷. Damit beschwor er wie viele seiner historiografischen Vorläufer beim historisch versierten Leser eine negative Assoziation mit der Herrschaft Katharinas von Medici herauf. Im selben Aufsatz wertete er Maria außerdem subtil als Landfremde ab, indem er Marguerite de Valois, die erste Frau Heinrichs IV., als »fille de France«¹⁴⁸ bezeichnete. Zwar war dies durchaus die offizielle Bezeichnung für Töchter französischer Könige – und stand daher Marguerite als Tochter Heinrichs II. zweifelsohne zu –, doch mutet dieser Begriff im

143 Vgl. A. KREBS, Art. »Gabriel-Albert-Auguste Hanotaux«, in: Michel PREVOST, Jean-Charles ROMAN D'AMAT, Henri TRIBOUT DE MOREMBERT (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 17, Paris 1989, Sp. 591f.

144 Die fünfbandige Biografie Richelieus verfasste Hanotaux zwischen 1893 und 1944. In der folgenden Studie zur Rezeption Marias von Medici soll allerdings nur der zweiteilige Band 2 untersucht werden, da sie im ersten Band noch keine Rolle spielte und die Folgebände erst nach 1914 und in Zusammenarbeit mit Auguste de Caumont La Force (1878–1961) verfasst wurden. Der zweiteilige Band 2 wurde 1896 mit dem Prix Gobert ausgezeichnet. Er beginnt mit den Generalständen von 1614.

145 HANOTAUX, Richelieu et Marie de Médicis à Blois, S. 54: »De beaucoup, le personnage le plus important est notre héros, l'évêque de Luçon«.

146 Diese Aufsätze sind entweder Vorarbeiten oder wörtliche Übernahmen von Passagen der Richelieu-Biografie, was häufig zu Überschneidungen führt. Der Vollständigkeit halber sollen immer alle Stellen angeführt werden, die zum Beleg der jeweiligen Aussage relevant sind.

147 HANOTAUX, Marie de Médicis (1^{re} partie), S. 758. Siehe auch DERS., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 51.

148 DERS., Marie de Médicis (1^{re} partie), S. 758 u. DERS., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 51.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Vergleich zu seiner Kennzeichnung Marias als »étrangère«¹⁴⁹ als bewusst eingesetzter Kontrast an. Darüber hinaus betonte Hanotaux, dass Marias Trägheit und mangelnde Intelligenz dieses Fremdsein verstärkt hätten, weil sie dadurch weder korrekt Französisch zu sprechen gelernt, noch sich mit den Gepflogenheiten und politischen Zuständen ihrer neuen Heimat vertraut gemacht habe¹⁵⁰.

Die Frau und der Priester

Neben dem in der Rezeption Marias und Richelieus im 19. Jahrhundert traditionellen und patriotisch motivierten Konstrukt eines Konflikts zwischen fremden und französischen Kräften wurde ab 1876 zunehmend eine weitere ideelle Dimension auf den Konflikt der beiden übertragen. Diese war in der vorhergegangenen Historiografie latent immer schon angeklungen, aber in dieser expliziten und leitmotivischen Ausprägung nie ausgeführt worden.

So schloss Auguste Laugel seine Ausführungen zum Konflikt zwischen dem Minister und der Königinmutter mit folgenden Worten: »le prêtre avait vaincu la femme«¹⁵¹. Hanotaux rekurrierte ebenfalls begrifflich auf diesen Antagonismus zwischen »la femme et le prêtre«¹⁵². Diese Terminologie war im republikanischen Diskurs des 19. Jahrhunderts nicht unbelastet und erinnert an den Titel des militant antiklerikalen Werks »Du prêtre, de la femme, de la famille« (1845) von Jules Michelet. Außerdem werden mit diesen beiden Substantiven zwei Kategorien angeführt – Frauen und Kleriker –, deren Einfluss auf Angelegenheiten des Staates im bürgerlichen und republikanisch-laizistischen Verständnis der Dritten Republik eingedämmt, ja sogar ganz ausgeschlossen werden sollten. Wie kann demnach die Verwendung dieser Begriffe bei republikanischen Historikern gedeutet werden?

Hierzu ist es nötig, die Pole Priester/Frau in der Schilderung des Konflikts zwischen Maria und Richelieu als komplementär zum Geschlechterdualismus Mann/Frau zu betrachten. Hanotaux bezeichnete Richelieu nämlich auch als »l'homme« und Maria als »la femme«¹⁵³. Die Verwendung des bestimmten Artikels macht die Überhöhung des persönlichen Konflikts auf eine allgemeinere, geschlechterbezogene Ebene deutlich. In diesem Sinne interpretierte

¹⁴⁹ Ibid., Bd. 2/2, S. 206.

¹⁵⁰ Vgl. DERS., Marie de Médicis (1^{re} partie), S. 759 u. DERS., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 53.

¹⁵¹ LAUGEL, Le duel, S. 369.

¹⁵² HANOTAUX, Richelieu et Marie de Médicis à Blois, S. 54.

¹⁵³ Beide Zitate ibid., S. 64.

Hanotaux Marias Charaktereigenschaften häufig verallgemeinernd als typisch weibliche Wesenszüge¹⁵⁴. Auch Laugel wandte in seiner Darstellung Marias zahlreiche misogynne Allgemeinplätze an, wodurch die Herrscherin auf ein instinktives, unkontrollierbares, schwaches und heimtückisches Wesen reduziert wurde¹⁵⁵. Dem wurde, wiederum nach einem geläufigen und in dieser Untersuchung bereits mehrfach ausgeführtem Grundmuster, Richelieu als männlicher Nationalheld entgegengestellt, der mit klarem Verstand und Willenskraft gegen seine Kontrahentin angetreten sei¹⁵⁶. Laugel fasste den frauenfeindlich untermalten nationalhistorischen Antagonismus in folgender Aussage prägnant zusammen: »Richelieu avait une politique, Marie de Médicis n'avait que des passions«¹⁵⁷.

Vor dem Hintergrund dieser Gegenüberstellung war die Rechtfertigung des Verhaltens und der Politik Richelieus für Laugel selbstredend, denn dieser habe aus nationalen Motiven gehandelt – ganz anders als Maria, der er Egoismus vorwarf¹⁵⁸. Er verklärte Richelieu zum selbstlosen Staatsdiener, der »sa force, sa santé, sa vie, au service de la France« eingesetzt habe¹⁵⁹. Die Gegenüberstellung der Frau und des Priesters sollte demnach bei Laugel das Duell zwischen Weiblichkeit und Männlichkeit, Instinkt und Vernunft, Eigensucht und Selbstverneinung symbolhaft fassen. Der Begriff des Priesters ist dabei nicht in einer religiösen, sondern in einer national-sakralen Dimension zu verstehen. Demzufolge soll in diesem Duell Richelieu als Priester der Nation, gleich einem Exorzisten, die Gefahren gebannt haben, die das Schicksal Frankreichs bedrohten. Die priesterliche Funktion des Kardinals Richelieu diene Gabriel Hanotaux außerdem der Sublimierung der menschlichen Schwächen des Ministers. Die aufgrund seiner geistlichen Berufung erlernte Selbstdisziplin und -kasteiung nämlich habe seine männliche Überlegenheit und rationale Autorität vervollkommnet¹⁶⁰. Seine Stellung als Priester machte ihn somit zum

154 Siehe z. B. DERS., *Histoire du cardinal de Richelieu*, Bd. 2/2, S. 266: »Comme la plupart des femmes, elle était incapable de rester seule, sans confident et sans guide«.

155 Vgl. LAUGEL, *Le duel*, S. 349f.

156 *Ibid.*, S. 349: »son intelligence profonde et sa volonté de fer«.

157 *Ibid.*, S. 351.

158 Vgl. *ibid.*, S. 358f., 362–365.

159 *Ibid.*, S. 364f.

160 HANOTAUX, *Richelieu et Marie de Médicis à Blois*, S. 65: »Ce dominateur n'est pas tendre, alors, pour ceux qui l'entourent et ce fascinateur use de sa puissance. Il ne s'agit plus de délicatesse, ni des petits moyens et des petits procédés où s'attarde la diplomatie féminine. Il devient brutal et d'une virilité dure où il y a peut-être plus encore de la chasteté du prêtre que de la froideur du politique et de l'autorité de l'homme d'État. Que

idealen selbstlosen und disziplinierten Staatsdiener und ist daher bei Hanotaux ebenfalls vorrangig in einer national-sakralen Dimension zu verstehen.

Das Begriffspaar des Priesters und der Frau ist darüber hinaus stark sexuell konnotiert. Der Topos gewaltsam unterdrückter fleischlicher Gelüste auf Seiten des Klerus war in der Literatur und Publizistik des 19. Jahrhunderts äußerst beliebt, besonders im antiklerikalen Diskurs¹⁶¹. Dementsprechend interpretierte Hanotaux fast schon psychoanalytisch den erbitterten Kampf des Kardinalministers gegen seine ehemalige Gönnerin als symbolhafte Überwindung des Weiblichen und seiner Verführungen durch einen priesterlichen Asketen¹⁶².

Mit dem Begriffspaar Mann/Frau beziehungsweise Priester/Frau sollte also die dramaturgische Dimension des national geprägten Gegensatzes Fremde/Franzose durch eine geschlechterbezogene Dimension nicht nur verstärkt, sondern zugleich sexualisiert werden. Der asketische Staatsdiener überwand dabei die von Maria verkörperte Weiblichkeit – als Mann, um die Verfehlungen von Frauen an der Macht abzuwehren, und als Priester, um die Verführungen des weiblichen Geschlechts wegzubeschwören. Zwar waren in der Historiografie der Dritten Republik die Gerüchte um eine Affäre zwischen Richelieu und Maria abgeebbt, weil sie der angestrebten Verklärung Richelieus zum nationalen Helden entgegenstanden, doch belegt der eben vorgestellte Dualismus eindrücklich, dass die sexuelle Konnotation in der Deutung ihres persönlichen und politischen Konflikts zweifelsohne implizit bestehen blieb.

Die Sünderin und der Heilige

Im Jahr 1900 verfasste der Jesuit Henry Fouquieray (1860–1927)¹⁶³ für die konservative »Revue des questions historiques« einen Aufsatz, den er als katholische Antwort auf Hanotaux' verklärende republikanische Biografie Richelieus verstand. Fouquieray hatte sich als Historiker seines Ordens einen Namen gemacht und befasste sich entsprechend in besagtem Aufsatz mit seinem

sont, en somme, ces pauvres vies féminines comparées à l'œuvre qu'il se propose et dont la vie supérieure est l'instrument nécessaire? On dirait qu'alors il en veut aux femmes de ses procédés envers elles et de la captivité où elles auraient voulu et n'ont pas su le retenir. Il les traite rudement en fait, et ses paroles ne valent pas mieux«.

161 Vgl. z. B. MICHELET, *Histoire de France*, Bd. 11, S. 267–287.

162 Vgl. HANOTAUX, *Richelieu et Marie de Médicis à Blois*, S. 65.

163 Für biografische Details siehe H. BEYLARD, Art. »Henri Fouquieray«, in: Michel PREVOST, Jean-Charles ROMAN D'AMAT, Henri TRIBOUT DE MOREMBERT (Hg.), *Dictionnaire de biographie française*, Bd. 14, Paris 1979, Sp. 698f.

Ordensbruder Père Jean Suffren (1571–1641), der ein Vierteljahrhundert lang der Beichtvater Marias von Medici und zwischen 1625 und 1631 ebenfalls derjenige Ludwigs XIII. gewesen war. Fouqueray erachtete Suffren als verkannte Persönlichkeit, die in der Historiografie im Schatten des zweiten Kirchenmannes aus dem Umfeld Marias von Medici gestanden habe, nämlich Richelieu. Im Gegensatz zum Kardinalminister soll dieser jedoch stets im Hintergrund gewirkt und sich gemäß seiner zurückhaltenden Persönlichkeit und seines Gelöbnisses auf die Rolle des geistlichen Beraters beschränkt und keine politische Karriere angestrebt haben¹⁶⁴.

Für seine Darstellung stützte sich Fouqueray auf die wenigen Quellen, die zum Beichtvater der Mediceerin erhalten geblieben sind: ein paar wenige Briefe an den Papst und den jesuitischen Generaloberen Mutio Vitelleschi. Wenn gleich die untersuchte Person eine andere ist, so sind die auf Maria angewandten Darstellungsmechanismen dieselben wie in Hanotaux' Richelieu-Biografie: Die negative Stilisierung der Königinmutter diente der Aufwertung des geschilderten Protagonisten. Wie bei Richelieu soll es demnach ein wichtiger Verdienst von Suffren gewesen sein, Maria in ihrem Unvermögen und ihrer Sturheit gelenkt und gebremst zu haben. Damit versuchte er der republikanisch motivierten Verklärung, ja sogar Vereinnahmung Richelieus durch den Gegenentwurf eines katholischen Helden entgegenzutreten. So muten seine biografischen Ausführungen zum Beichtvater der Königin wie eine hagiografische Verherrlichung an, in der Marias Verfehlungen Suffrens Vorzüge umso deutlicher hervorheben sollten. Suffren wird als integrier, friedliebender, demütiger und gottesfürchtiger Mann sowie eloquenter Prediger stilisiert, der inmitten einer im moralischen Verfall begriffenen Zeit christliche Werte hochgehalten habe¹⁶⁵. Maria wird hingegen kontrastierend mit den gängigen Zuschreibungen als machtgerig, faul und durchsetzungsschwach dargestellt¹⁶⁶. Als sie 1617 nach Blois exiliert wurde, soll Suffren ihr aus christlicher Nächstenliebe und pastoralem Pflichtbewusstsein heraus gefolgt sein¹⁶⁷. Ebenso verklärte Fouqueray seinen Ordensbruder als unermüdlichen Fürsprecher Marias bei Ludwig XIII.¹⁶⁸ Nicht zuletzt begleitete Suffren Maria ins endgültige Exil – eine Treue und

164 Henry FOUQUERAY, *Le Père Jean Suffren à la cour de Marie de Médicis et de Louis XIII (1615–1643)*, in: *Revue des questions historiques* 24 (1900), S. 74–131, 445–471, hier S. 74.

165 Vgl. *ibid.*, S. 75–79. Er wird überdies als »homme de Dieu« (S. 113) bezeichnet.

166 *Ibid.*, S. 79.

167 *Ibid.*, S. 84f.

168 Vgl. *ibid.*, S. 86–100, 446.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Selbstaufopferung, die er mit denselben Entbehrungen bezahlt habe, denn »comme elle, il ne mourra point sur la terre de France«¹⁶⁹.

Journée des Dupes

Ein Ereignis steht in der einschlägigen Historiografie ganz besonders für den persönlichen und politischen Konflikt zwischen Maria von Medici und Richelieu, denn in der *journée des Dupes*¹⁷⁰ gipfelte das erbitterte Duell der beiden an der Spitze des Staates. Streng genommen handelt es sich bei diesem Ereignis um zwei Tage, den 10. und 11. November 1630¹⁷¹. Über den endgültigen politischen Sturz der Königinmutter hinaus, läutete der Vorfall einen Wechsel der Machtverhältnisse ein und ebnete mittelfristig den Weg für eine offensive Außenpolitik, die 1635 mit dem Eintritt Frankreichs in den Dreißigjährigen Krieg eingeleitet wurde.

Nach monatelangen Spannungen zwischen Richelieu und der Königinmutter führte schließlich die Frage nach der Haltung, die gegenüber dem von den außerordentlichen französischen Botschaftern in Regensburg geschlossenen Friedensvertrag mit dem Kaiser (13. Oktober 1630) einzunehmen war, zum Eklat. Richelieu riet Ludwig XIII. dazu, den Vertrag nicht zu ratifizieren, weil er Frankreich den Handlungsspielraum für eine antihabsburgische Politik nahm. Diese stand im Zentrum der Politik Richelieus, der die Gefahr einer habsburgischen Universalmonarchie bannen wollte. Zwar war Maria von Medici ebenfalls der Meinung, dass der Vertrag in der vorliegenden Form nicht ratifiziert werden könne, doch trat sie für die Fortsetzung der Friedensverhandlungen ein¹⁷². Am 10. November äußerte Maria schließlich öffentlich ihren Unmut gegenüber Richelieu, indem sie ihrem Protegé das Amt des Oberintendanten und Großalmoseniers ihres Hauses entzog. Am darauffolgenden Tag bat sie ihren Sohn um eine private Unterredung im Palais du Luxembourg. Richelieu betrat wenig später überraschend – und ungebeten – den Raum und unterbrach damit das Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn. Die Gründe für sein Auftreten bleiben unklar. Vermutlich wird er aber geahnt haben, dass in diesen vier Wänden über seine Zukunft entschieden wurde. Sicher ist, dass Ludwig XIII.

169 Ibid., S. 452.

170 Der Begriff ist zeitgenössisch und wurde vom Satiriker, Dichter und Günstling Richelieus Guillaume Bautru (1588–1665) geprägt, vgl. DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 777.

171 Für einen Überblick über die Diskussion zur genauen Datierung der Ereignisse vgl. CHEVALLIER, Louis XIII, S. 379–381.

172 Vgl. hierzu MALETTKE, Richelieu, S. 482–503.

kurz danach unvermittelt den Raum verließ und sich wortlos auf sein Lieblingsjagdschloss Versailles zurückzog. Während sich Maria schon als Siegerin wähnte, soll Richelieu überstürzt Vorbereitungen für seine Flucht getroffen haben. Am Abend reiste er dem König allerdings nach – vermutlich auf Anraten eines Vertrauten, des Kardinals von La Valette (1593–1639). Am 12. November 1630 sprach Ludwig XIII. schließlich Richelieu sein uneingeschränktes Vertrauen als leitendem Minister aus und ordnete die Zerschlagung der politischen Interessenpartei seiner Mutter an, indem er den Kanzler und Siegelbewahrer Michel de Marillac (1560–1632) sowie dessen Bruder, Marschall Louis de Marillac (1572–1632), verhaften ließ¹⁷³.

Über den genauen Ablauf und die Intentionen der drei Protagonisten herrscht nach wie vor Unklarheit¹⁷⁴. Die Auseinandersetzung vollzog sich nicht nur hinter verschlossenen Türen, im Nachhinein schwiegen auch alle Beteiligten über das, was sich zugetragen hatte¹⁷⁵. Zwar verfassten viele Zeitgenossen nachträgliche Berichte über den Vorfall, doch widersprechen sie sich häufig und wurden im Rückblick meist zugunsten des Siegers Richelieu verfasst¹⁷⁶. Die neuere Forschung ist daher äußerst vorsichtig mit psychologisierenden Interpretationen und definitiven Aussagen¹⁷⁷. Autoren des 19. Jahrhunderts neigten hingegen häufig dazu, Ungereimtheiten zu ignorieren oder zu glätten, um eine Version der Ereignisse mit normativem Anspruch vorzulegen. Damit sollte sich die *journée des Dupes* nahtlos in die sinnstiftende Erzählfolge der Nationalgeschichte einfügen und als wichtige Etappe im Werdegang der Nation gelten.

¹⁷³ Zur Opposition der katholischen Hofpartei der *dévots* gegen Richelieu vgl. Caroline MAILLET-RAO, *La pensée politique des dévots Mathieu de Morgues et Michel de Marillac. Une opposition au ministériat du cardinal de Richelieu*, Paris 2015.

¹⁷⁴ Das heute mittlerweile anerkannte narrative Gerüst ist das von Chevallier, vgl. Pierre CHEVALLIER, *La véritable journée des Dupes (11 novembre 1630). Étude critique des journées des 10 et 11 novembre 1630 d'après les dépêches diplomatiques*, Troyes 1978. Siehe außerdem DUBOST, *Marie de Médicis* [2009], S. 776f.; Christian JOUHAUD, *La main de Richelieu ou le pouvoir cardinal*, Paris 1991, S. 54.

¹⁷⁵ Vgl. HILDESHEIMER, *Richelieu*, S. 231–233; JOUHAUD, *La main de Richelieu*, S. 56f.

¹⁷⁶ Darunter zählen die »*Memorie Recondite*« (1676–1679) des Hofhistoriografen Vittorio Siri (1608–1685), die anonym verfassten *Memoiren* des zweiten Sohns Marias, Gaston d'Orléans, sowie die der Höflinge Bassompierre, Loménie de Brienne (1635–1698) und Montglat, die »*Histoire du règne de Louis XIII*« (1758) des Jesuiten Henri Griffet (1698–1771) und nicht zuletzt die zehnbändige »*Histoire du règne de Louis XIII*« (um 1700) von Michel Le Vassor (1648–1718).

¹⁷⁷ DUBOST, *Marie de Médicis* [2009], S. 777.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Nur wenige Autoren wiesen damals ein Problembewusstsein für die bruchstückhafte Überlieferung des Ereignisses auf¹⁷⁸.

Richelieu selbst rechtfertigte nachträglich sein drastisches Verhalten gegenüber der exilierten Königinmutter, indem er den Konflikt zwischen ihnen beiden als das Aufeinanderprallen zweier Prinzipien wertete, bei dem sich schließlich die männlich geprägte Staatsräson durchgesetzt habe¹⁷⁹. Abgesehen von seltenen Abweichungen wurde diese Deutung im 19. Jahrhundert übernommen, da sich die Historiker für die Schilderung des aufbrausenden Verhaltens Marias bei der *ournée des Dupes* vorzugsweise auf Richelieu freundlich gesinnte Darstellungen stützten. Im ausgehenden 19. Jahrhundert war dies vor allem die nachträgliche Berichterstattung Louis de Rouvroys, des Herzogs von Saint-Simon (1675–1755), dessen Manuskript über die Ereignisse 1880 erstmals in gedruckter Form in seinen posthum veröffentlichten »Parallèle des trois premiers rois Bourbon« erschien¹⁸⁰. Der berühmte Memorialist des Hoflebens unter Ludwig XIV. hatte seinerzeit einen kurzen Bericht über den Ablauf dieser Tage verfasst, wie ihn ihm sein Vater, Claude de Rouvroy de Saint-Simon (1607–1693), geschildert hatte. Die Quelle galt als besonders vertrauenswürdig, weil der ältere Rouvroy einer der engsten Vertrauten Ludwigs XIII. gewesen war¹⁸¹. Der Bericht lag im 19. Jahrhundert neben der Passage im »Parallèle« allerdings bereits in zwei weiteren Versionen vor¹⁸². Erst in den 1930er Jahren wurde indes die Zuverlässigkeit der Quelle hinterfragt, weil Rouvroy seinem Sohn die Ereignisse im hohen Alter geschildert und dieser sie wiederum erst

¹⁷⁸ Bazin hatte bereits 1838 diese Tendenz kritisiert, die er nicht nur in der Historiografie des Ancien Régime, sondern auch bei zeitgenössischen Kollegen wiederfand, siehe BAZIN DE RAUCOU, *Histoire de France*, Bd. 3, S. 99.

¹⁷⁹ Vgl. DUBOST, *Marie de Médicis* [2009], S. 846–850; HILDESHEIMER, *Richelieu*, S. 234f.; TEYSSIER, *Richelieu*, S. 303.

¹⁸⁰ Siehe SAINT-SIMON, *Parallèle*, S. 166–177.

¹⁸¹ Siehe z. B. BAZIN DE RAUCOU, *Histoire de France*, Bd. 3, S. 100f.; DESPREZ, *La politique féminine*, S. 40–50; MARTIN, *Histoire de France*, Bd. 11, S. 343f.; MICHELET, *Histoire de France*, Bd. 12, S. 67f.; THIROUX D'ARCONVILLE, *Vie de Marie de Médicis*, Bd. 3, S. 237.

¹⁸² Der Vater Saint-Simons, Claude de Rouvroy, hatte sich Vittorio Siri anvertraut, der den Bericht im Band 7 seiner »*Memorie recondate*« wiedergab. Darüber hinaus waren 1834 Fragmente eines ähnlichen Manuskriptes von Saint-Simon in der »*Revue des deux mondes*« veröffentlicht worden. Siehe hierzu CHEVALLIER, *Louis XIII*, S. 391. Zur Geschichte der Quelle siehe Prosper FAUGÈRE, *Avant-propos de l'éditeur*, in: DERS. (Hg.), *Écrits inédits de Saint-Simon publiés sur les manuscrits conservés au dépôt des Affaires étrangères*, Bd. 1, Paris 1880, S. I–XV, hier S. IX–XII; PETITFILS, *Louis XIII*, Bd. 2, S. 83f.; Louis de Rouvroy de Saint-Simon, *Louis XIII et Richelieu. Fragments historiques du duc de Saint-Simon et lettres du cardinal. Documents inédits*, in: *Revue des deux mondes* 4 (1834), S. 409–427.

einige Jahre später zu Papier gebracht hatte¹⁸³. Außerdem muss angenommen werden, dass Saint-Simon, der beim Schreiben den Ausgang der *journée des Dupes* ja bereits gekannt hatte, Richelieus Rolle bewusst beschönigt und die Verliererin Maria negativ überzeichnete. So hatte er etwa die Wortwahl Marias mit der einer Marktfrau verglichen und somit mehr oder minder explizit als vulgär und einer Königin nicht würdig bezeichnet¹⁸⁴.

Interessanterweise bezeichnete Adrien Desprez die Quelle 1882 allerdings als »témoignage [...] d'autant plus précieux qu'il achève de nous faire connaître le caractère de cette reine qui fait une si piètre figure dans l'histoire de France«¹⁸⁵. Demnach leiteten die Historiker aus der Richelieu freundlich gesinnten Siegesgeschichtsschreibung Belege für Marias Fehlverhalten sowie ihren eklatanten Mangel an Selbstbeherrschung ab. Die Novemberereignisse von 1630 galten in diesem Sinne auch noch im späten 19. Jahrhundert als symptomatisch für ihre Persönlichkeit. Apologetische Ansätze sind zu dieser Zeit, wie bereits im gesamten hier zugrundegelegten Zeitraum, tendenziell in der konservativen Geschichtsschreibung zu verorten und waren meist ein Versuch, sich mittels subtiler Details von der geläufigen Meinung abzugrenzen¹⁸⁶. Allgemeiner Konsens herrschte allerdings bezüglich des von Richelieu geprägten Motivs der Eigenverschuldung Marias, das bereits im Hinblick auf das frühe 19. Jahrhundert eingehend untersucht worden ist¹⁸⁷. So lastete der Jesuit Fouqueray ebenfalls Marias Unversöhnlichkeit und ihrem ungestümen Charakter einen Großteil der Verantwortung für ihr Schicksal im Exil an¹⁸⁸.

Die Rezeption der *journée des Dupes* belegt also eindrücklich, wie sich über den ideologischen Bruch der Revolution hinaus – trotz kritischer Stimmen gegen Richelieu – die von ihm eigens geschaffene Deutung seines Siegs über Maria als nationale Notwendigkeit hielt. Gerade in der Dritten Republik erfreute sich die Schilderung dieses Ereignisses in der Historiografie, aber auch in den Schulbüchern besonders großer Beliebtheit. Denn es brachte den Sieg des Prinzipalministers als Verfechter einer selbstbewussten Staatsräson, die

¹⁸³ Vgl. Louis BATIFFOL, *Richelieu et le roi Louis XIII. Les véritables rapports du souverain et de son ministre*, Paris 1934, S. 269f.

¹⁸⁴ Saint-Simon, zit. n. MARTIN, *Histoire de France*, Bd. 13, S. 47. Siehe auch im Original: SAINT-SIMON, *Parallèle*, S. 168.

¹⁸⁵ DESPREZ, *La politique féminine*, S. 48.

¹⁸⁶ Siehe z. B. BAZIN DE RAUCOU, *Histoire de France*, Bd. 3, S. 117; FOUQUERAY, *Le Père Jean Suffren*, S. 130f.; THIROUX D'ARCONVILLE, *Vie de Marie de Médicis*, Bd. 3, S. 305.

¹⁸⁷ Vgl. hierzu Teil I, Kap. 1.3. u. insb. ANQUETIL, *Histoire de France*, S. 292f.; BAZIN DE RAUCOU, *Histoire de France*, Bd. 3, S. 105; DREUX DU RADIER, *Mémoires historiques*, S. 365, 369–371; THIROUX D'ARCONVILLE, *Vie de Marie de Médicis*, Bd. 3, S. 301f.

¹⁸⁸ Vgl. FOUQUERAY, *Le Père Jean Suffren*, S. 130.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

nicht mehr als monarchisch-absolutistische, sondern als nationalrepublikanische Notwendigkeit ausgelegt wurde, prägnant zum Ausdruck. Seine Opponentin Maria galt hingegen als diejenige, die den Prozess nationaler Emanzipation aufgrund irrationaler und persönlicher Gründe zu verhindern gesucht hatte¹⁸⁹.

Natürlich kann die Frage, ob die Historiografie um die Jahrhundertwende ein differenzierteres Bild Marias von Medici entwickelte, nicht daran gemessen werden, ob die ansonsten sehr negativ rezipierte Herrscherin nun in ein positiveres Licht gerückt wurde. Obwohl die Zerstörung historischer Mythen einer der epistemologischen Ansprüche der sich verwissenschaftlichenden Historiografie des ausgehenden 19. Jahrhunderts war, ist auffällig, dass die Distanzierung oder zumindest Hinterfragung von traditionsreichen, mittlerweile national besetzten Diskursen nur mühsam gelang.

So stieß die Neuuntersuchung dieser historischen Figur bei all den hier herangezogenen Beispielen vor allem dann an ihre Grenzen, wenn sie am posthumen Ruhm der im Geschichtsbild der Dritten Republik verehrten Persönlichkeiten Heinrichs IV. und Richelieus rüttelte. Dafür nahmen die Historiker – bewusst oder unbewusst – Ungereimtheiten oder Brüche in ihrer Argumentation in Kauf. Chris Lorenz führte diese inhaltliche Ambivalenz der ›objektiven‹ Historiografie darauf zurück, dass sie als Nationalgeschichtsschreibung im Grunde eine ganz ähnliche identitäts- und sinnstiftende Rolle erfüllte wie der historische Mythos und somit vergleichbaren Mustern folgte¹⁹⁰. Das Fortdauern der negativen Stilisierung Marias, die sich auch zwischen 1876 und 1914 weiterhin aus denselben Motiven speiste, die Richelieu unmittelbar nach ihrem endgültigen Sturz im November 1630 verbreiten ließ, kann also damit erklärt werden, dass diese Königin ein ganz wesentlicher Bestandteil des republikanischen historischen Narrativs war.

Die in den historiografischen Darstellungen dieser Zeit auf die Spitze getriebene Schilderung des »Duells« zwischen dem neuentdeckten republikanischen Nationalhelden Richelieu und der Königinmutter sollte den Siegeszug des

¹⁸⁹ Vgl. etwa DESPREZ, *La politique féminine*, S. 39; MARIÉJOL, *Histoire de France*, Bd. 6/2, S. 277.

¹⁹⁰ Vgl. Chris LORENZ, *Drawing the Line. »Scientific« History between Myth-Making and Myth-Breaking*, in: Stefan BERGER, Linas ERIKSONAS, Andrew MYCOCK (Hg.), *Narrating the Nation. Representations in History, Media and the Arts*, New York u. a. 2008, S. 35–55. Mit diesem Aufsatz, der die enge Verbindung zwischen Mythos und Nationalgeschichtsschreibung in der Praxis wissenschaftlich begründeter Historiografie hervorhob, antwortete Lorenz auf den Versuch von William McNeill, *Mythos und Geschichte theoretisch voneinander abzugrenzen*, siehe William Hardy McNEILL, *Mythistory, or Truth, Myth, History, and Historians*, in: *Mythistory and Other Essays*, Chicago u. a. 1986, S. 3–22.

französischen Geistes prägnant verdeutlichen und nationale Selbstgewissheit erzeugen. Mit dem Minister hatten angeblich der Franzose über die Italienerin, der Mann über die Frau, die eiserne Staatsräson über die emotionale Familienpolitik und die nationale Gemeinschaft über den Egoismus des Einzelnen gesiegt. Auf dieser Grundlage wurde insbesondere die *journée des Dupes* zum historischen Paradigmenwechsel erklärt, weil das Ereignis nicht nur über die Hegemonie Frankreichs im Europa des 17. Jahrhunderts entschieden, sondern auch die Vormachtstellung dieser Nation, die ihr gemäß dem Geschichtsbild des 19. Jahrhunderts von Natur aus gebührte, eingeleitet habe. Diese Deutung hielt sich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein¹⁹¹, wengleich ab den 1930er Jahren das Bild des persönlichen Antagonismus zwischen Richelieu und Maria von Medici zunehmend aufgebrochen wurde¹⁹².

4.3 Eine bürgerliche Interpretation Marias von Medici um die Jahrhundertwende

Das 19. Jahrhundert wurde von Zeitgenossen und der Forschung als »bürgerliches« Zeitalter bezeichnet, weil diese Schicht europaweit der Gesellschaft,

¹⁹¹ Vgl. Georges MONGRÉDIEN, 10 novembre 1630. La journée des Dupes, Paris 1961. Für die Reihe »Trente journées qui ont fait la France«, in der der Band von Mongrédien erschienen ist, hatte der Verlag Gallimard prominente Historiker gebeten, Ereignisse auszuführen, die wesentlich zur Konstruktion der nationalen Identität beigetragen hatten. Dies verdeutlicht gut, wie tief noch im 20. Jahrhundert in Frankreich die Vorstellung verankert war, dass man der Entstehung und Entwicklung der Nation in der Auseinandersetzung mit der Geschichte nachspüren könne und diese sich dem Volk in ganz besonderen Momenten offenbart habe. So bezeichnete der Herausgeber 1961 im Vorwort zum einschlägigen Band zur *journée des Dupes* diese als Geburtsstunde einer »nouvelle époque de l'histoire de France, une époque où, après tant de siècles de misères et d'humiliations, elle allait atteindre le plus haut sommet d'une grandeur à laquelle puisse rêver un État«, Gérard WALTER, Introduction, in: MONGRÉDIEN, 10 novembre 1630, S. XI–XXIV, hier S. XI. In der neu aufgelegten und erweiterten Reihe von 2005 wurde die *journée des Dupes* ausgelassen. Die nationalhistorische Bedeutung des Ereignisses sowie das Interesse scheint demnach im 21. Jahrhundert nachgelassen zu haben.

¹⁹² CONSTANT, La folle liberté des baroques, S. 197. Constant führte an, dass die Grenzen zwischen den beiden Positionen fließender gewesen seien, als meist angenommen, und somit nicht von zwei klar getrennten politischen Blöcken gesprochen werden könne. Den ersten Schritt für eine solche Neubewertung vollzog Pagès 1937. Er lenkte den Fokus auf den Kanzler Michel de Marillac, den er als eigentlichen politischen Opponenten Richelieus darstellte. Das Schicksal Marias gilt in der Interpretation von Pagès lediglich als »Kollateralschaden«, vgl. Georges PAGÈS, Autour du »grand orage«. Richelieu et Marillac: deux politiques, in: Revue historique 179 (1937), S. 63–97. Batiffol hatte diese Interpretation eingeleitet, vgl. BATIFFOL, Richelieu et le roi Louis XIII, S. 250–282.

4. Institutionalisation und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Wirtschaft, Kultur, Bildung und Politik ihr Wertesystem und ihre Umgangs- und Lebensformen aufgeprägt hatte. In Frankreich setzte der Siegeszug des Bürgertums nach dem Sturz des Ancien Régime ein und gipfelte in der Dritten Republik¹⁹³. Die französische *bourgeoisie* ist allerdings aufgrund ihrer Vielschichtigkeit schwer zu umreißen und zu definieren¹⁹⁴. Die Wahrnehmung dessen, was bürgerlich ist, setzte sich in Literatur, Wissenschaft und Politik aus zahlreichen Selbst- und Fremdwahrnehmungen zusammen, die positiv bis sehr abwertend waren. Für die Zwecke dieser Untersuchung soll daher folgende, vereinfachte Definition gelten: Das Bürgertum bezeichnet formal die Mittelklasse; es definierte sich sowohl durch seinen gesellschaftlichen Status als auch durch seine Lebensart und seine Werte wie Bildung, Besitz, Rechtsgleichheit, Liberalismus, Kapitalismus, Fortschrittsglaube und die Forderung nach individuellen Freiheiten.

4.3.1 Maria ganz privat, oder: Wie verdrängt man eine Königin aus der Geschichte?

Seit den 1980er Jahren wird das bürgerliche Geschlechterverständnis und -verhältnis in der Geschichte verstärkt untersucht¹⁹⁵. Die bürgerlich geprägte Gesellschaft des 19. Jahrhunderts folgte dem Leitgedanken, dass nicht die Gleichstellung, sondern die Komplementarität der Geschlechter das soziale

¹⁹³ Vgl. Roger MAGRAW, *France 1815–1914. The Bourgeois Century*, London 1983, S. 207–353.

¹⁹⁴ Siehe für die folgenden Ausführungen Adeline DAUMARD, *Les bourgeois et la bourgeoisie en France depuis 1815*, Paris 1987, S. 27–68; Peter GAY, *Schnitzler's Century. The Making of Middle-Class Culture 1815–1914*, London, New York 2002, S. 3–33. Es sei außerdem auf folgende aktuelle Überblicksdarstellungen zum französischen Bürgertum hingewiesen: Laurent COSTE, *Les bourgeoisies en France du XVI^e au milieu du XIX^e siècle*, Paris 2013; Xavier DE MONTCLOS, *L'ancienne bourgeoisie en France. Émergence et permanence d'un groupe social du XVI^e au XX^e siècle*, Paris ²2013. Zur Kulturgeschichte des privaten Lebens siehe auch Michelle PERROT (Hg.), *Histoire de la vie privée*, Bd. 4: *De la Révolution à la Grande Guerre*, Paris 1987.

¹⁹⁵ Vgl. für die folgenden Ausführungen zu den bürgerlichen Geschlechterverhältnissen Ute FREVERT, Einleitung, in: DIES. (Hg.), *Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1988, S. 11–16. Zum aktuellen Forschungsstand der Geschlechtergeschichte im Bürgertum siehe außerdem Andreas SCHULZ, *Lebenswelt und Kultur des Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert*, Berlin u. a. ²2014, S. 66–69. Diese beiden Einführungen beziehen sich auf den deutschen Kontext, doch spiegeln die dort dargelegten Lebensarten und Werte, ganz im Sinne der von Gay postulierten Gemeinsamkeiten, Grundmuster des europäischen Bürgertums wider, vgl. GAY, *Schnitzler's Century*, S. XXIVf.

Gleichgewicht garantiere. Diesen Diskurs geschlechtlicher Ungleichheit vertraten im Wesentlichen Männer, doch auch manche Frauen. Man berief sich auf eine göttliche Ordnung, die eine solche Ergänzung der Geschlechter vermeintlich vorgab, sowie auf eine angeblich naturgegebene geistige und körperliche Unterlegenheit der Frau, die sie unfähig mache, öffentliche Aufgaben zu übernehmen¹⁹⁶. Der Frau wurde daher im bürgerlichen Verständnis der private Wirkungsraum der Ehe und Familie zugeordnet. Sie galt als Erhalterin und Verwalterin des vom Mann erworbenen bürgerlichen Kapitals, sei es moralisch oder wirtschaftlich. Die angelsächsische Forschung spricht hierbei von einer »separation of spheres«¹⁹⁷.

Die wohlhabende und einflussreiche Mittelschicht prägte im 19. Jahrhundert nicht nur den gesellschaftlichen und politischen, sondern auch den historischen Diskurs wesentlich. So hat die Forschung herausgearbeitet, dass die Historiker des ausgehenden 19. Jahrhunderts auch zunehmend anhand der Darstellung von Königinnen die Werte der bürgerlichen Rollenverteilung der Geschlechter zu vermitteln suchten¹⁹⁸. Regina Schulte hat einen solchen Impetus sowohl in der deutschen als auch der französischen Rezeption von Marie-Antoinette, Luise von Preußen und Elisabeth von Österreich festgestellt¹⁹⁹. Dies sind jedoch Herrscherinnen aus dem späten 18. und 19. Jahrhundert, die Zeuginnen des Siegeszugs des Bürgertums gewesen waren. Eine Übertragung bürgerlicher Werte zur Beurteilung einer Herrscherin des 17. Jahrhunderts erscheint hingegen äußerst anachronistisch. Nichtsdestoweniger kann am Beispiel der Rezeption Marias von Medici sehr gut dargelegt werden, wie sie um die Wende zum 20. Jahrhundert zunehmend an typisch bürgerlichen Kategorien gemessen wurde. Es galt nun, sie nicht mehr als Herrscherin, sondern in ihrem privaten und familiären Umfeld zu untersuchen und nicht zuletzt als Gestalterin und Wirtschaftlerin ihres Haushalts – kurz als bürgerliche Hausfrau – zu bewerten.

196 DARMON, *Femme, repaire de tous les vices*, S. 13f.; GAY, *Schnitzler's Century*, S. 47f.

197 *Ibid.*, S. 48. Dieser Ansatz wird zwar in der Bürgertumsforschung immer wieder diskutiert, doch nie grundsätzlich in Frage gestellt, siehe FREVERT, *Einleitung*, S. 15.

198 BERGER, CONRAD, *The Past as History*, S. 127.

199 Vgl. Regina SCHULTE, *The Queen, a Middle-Class Tragedy. The Writing of History and the Creation of Myths in Nineteenth-Century France and Germany*, in: *Gender and History* 14/2 (2002), S. 266–293.

Das unberechenbare Wesen

Pierre Darmon legte in seiner Monografie »Femme, repaire de tous les vices« (2012) eindrücklich dar, wie sich in der französischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts der seit der Aufklärung entwickelte »paternalistische Feminismus« bürgerlichen Ursprungs durchgesetzt hatte²⁰⁰. Er drückte sich in einem herablassenden und zugleich nachsichtigen Blick des vernunftbegabten Mannes auf die Frau aus, die als hilfloses und sprunghaftes Wesen regelrecht infantilisiert wurde. Medizinische Studien dienten der Begründung der weiblichen Unterlegenheit und lösten hierbei zunehmend religiöse Diskurse ab. Im Rahmen dieser pseudowissenschaftlichen Ansätze versuchten Männer klinisch das für sie unberechenbare weibliche Wesen zu ergründen. Studien wie die des Anthropologen Julien-Joseph Virey (1775–1846) beschrieben die Frauen mitunter als bipolar²⁰¹. So galten etwa heftige Gefühlsregungen im 19. Jahrhundert als typisch weiblich und dienten der medizinischen Untermauerung der Unterlegenheit der Frau, denn, so Alain Corbin: »Malaises, évanouissements, manifestations nerveuses soulignent la pertinence du discours médical sur les deux natures. Le manque de contrôle prouve la fragilité, autorise la pitié; ce sentiment ambigu associe la femme aux êtres immatures ou désarmés«²⁰².

Vor diesem Hintergrund sind sicherlich auch einige Äußerungen aus der Historiografie des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu deuten, die Maria von Medici als unberechenbares und irrationales Wesen darstellten, das psychologisch und pathologisch erforscht werden könne. Eusèbe Pavie thematisierte etwa ihren Wankelmut, indem er sie mit einem Schaukelstein verglich²⁰³. Gabriel Hanotaux ging außerdem genauer auf einen Nervenzusammenbruch Marias im Juni 1617 ein²⁰⁴. Mit der Schilderung dieses Anfalls, der auch körperliche Symptome hervorrief, wollte Hanotaux verdeutlichen, dass

²⁰⁰ Vgl. für die folgenden Ausführungen DARMON, *Femme, repaire de tous les vices*, S. 195–220.

²⁰¹ Vgl. *ibid.*, S. 208–210.

²⁰² CORBIN, *Le »sexe en deuil«*, S. 149.

²⁰³ PAVIE, *La guerre*, S. 569f.: »Il en était d'elle, pour ainsi dire, comme de ces pierres branlantes qui oscillent à la plus légère impulsion et qui, dès que cette impulsion cesse, retombent d'elles-mêmes sur leurs bases immuables. Trop inquiète et trop mobile pour son opacité organique, Marie de Médicis, une fois à bout de ses tressaillements d'une amazone d'épopée et de ses soubresauts d'une junon en détresse, [...] s'était vite affaissée d'elle-même en un phlegme majestueux«.

²⁰⁴ HANOTAUX, *Richelieu et Marie de Médicis à Blois*, S. 58: »Elle fit venir ses médecins. Ils la trouvèrent congestionnée, angoissée et, c'est leur mot, dans une véritable »bourrasque d'âme«. Elle se livra à eux avec une docilité rare; elle fut saignée et, toujours d'après les médecins, elle se trouva beaucoup mieux«.

Maria zeitlebens heftigen Gefühlen ausgesetzt gewesen sei und eine »*vie agitée de passions violentes*« geführt habe²⁰⁵. Zugleich ist Hanotaux' kurze Ausführung vor dem medizinwissenschaftlichen Hintergrund des 19. Jahrhunderts zu verstehen, wo gerade hysterische Anfälle als typisch weibliche Krankheit und Ausdruck der Schwäche und Unkontrollierbarkeit der Frauen betrachtet wurden. Die misogynen Implikationen solcher Äußerungen über die von ihren Emotionen gesteuerte und gelähmte Maria von Medici werden insbesondere deutlich, wenn man sie der Darstellung Richelieus als bedacht und rational handelnder Mann bei Pavie und Hanotaux gegenüberstellt²⁰⁶.

Der Historiker Louis Batiffol beschrieb Maria ebenfalls als wankelmütiges Nervenbündel²⁰⁷ und sprach von ihrer »*nervosité développée se traduisant par une sensibilité excessive à propos de mille détails de la vie quotidienne [...]. Le propre de certains êtres nerveux est d'être tantôt irritables et déprimés, tantôt optimistes. Marie de Médicis appartenait à cette catégorie de tempéraments*«²⁰⁸. Begrifflich wie inhaltlich bezog sich Batiffol mit dieser Aussage zweifelsohne auf die antike humoralpathologische Temperamentenlehre, auch Viersäftelehre genannt, die die Ärzte Hippokrates (ca. 460–370 v. Chr.) und Galen (ca. 129–200) entwickelt hatten. Dieser Lehre zufolge kann man anhand gewisser Fluide des Körpers den Charakter, Geschmack, Gemütszustand und die Krankheitsgeschichte einer Person erklären. Ein Ungleichgewicht der Säfte beziehungsweise die Dominanz des einen könne überdies gewisse Verhaltenstypen erklären, die man in vier Kategorien einteilte: die Sanguiniker (Blut), die Melancholiker (schwarze Galle), die Phlegmatiker (Schleim) und die Choliker (gelbe Galle). Wenngleich diese Theorie seit dem 17. Jahrhundert hinterfragt wurde, diente sie noch bis ins 20. Jahrhundert unterstützend der Medizin. Im 19. Jahrhundert kombinierte man außerdem humoralpathologische Aspekte mit neurologischen Erwägungen²⁰⁹.

Genau diesen theoretischen Unterbau der Temperamentenlehre setzte Batiffol zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein, um Marias Charakter zu umreißen. Im Unterschied zu anderen Autoren suggerierten seine Ausführungen über den Gemütszustand Marias allerdings keine frauenfeindliche Implikation. Er argu-

²⁰⁵ Ibid., S. 55.

²⁰⁶ Vgl. hierzu etwa PAVIE, *La guerre*, S. 566 u. HANOTAUX, *Richelieu et Marie de Médicis à Blois*, S. 64.

²⁰⁷ BATIFFOL, *La vie intime*, Bd. 1, S. 50: Maria beschrieb er als »*femme peu assurée d'elle-même, instable, agitée, incapable d'une suite d'idées un peu ferme et raisonnée; en somme une nature assez médiocre et vascillante*«.

²⁰⁸ Ibid., S. 49f.

²⁰⁹ Zur Temperamentenlehre siehe folgende substantielle kulturhistorische Studie: Noga ARIKHA, *Passions and Tempers. A History of the Humours*, New York 2008.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

mentierte stets in humoralpathologischen, geschlechtsneutralen Kategorien²¹⁰. In diesem Sinne ordnete er Maria den Sanguinikern zu, die allgemein hin als optimistisch, doch zugleich als unstet, leidenschaftlich und maßlos galten. Zeitgenössischen Berichten entnahm er, dass Maria häufig als kühl und abweisend wahrgenommen wurde, doch betonte er, dass sie hinter dieser Fassade lediglich ihre typisch sanguinische Übersensibilität, Wechselhaftigkeit und Unsicherheit verborgen habe²¹¹. Darüber hinaus soll Maria aufgrund dieser Veranlagung ihren Mann auch nie wirklich gehasst haben, weshalb Batiffol sie von der Beteiligung an dessen Ermordung freisprach. Vielmehr betonte er, dass »[c]omme chez toutes les personnes de tempérament sanguin et nerveux, les haines invétérées ou implacables, propres principalement aux bilieux, n'étaient point dans sa nature«²¹². Auch die Ursache des Todes Marias – eine Hypertrophie des Herzens – erklärte der Historiker humoralpathologisch aufgrund eines Überschusses an Blut, der »a dû lui venir à la suite des émotions nombreuses et des déceptions de la seconde moitié de sa vie«²¹³.

Batiffols Versuch, Marias Charakter klinisch zu ergründen und somit zu umreißen, zeugt eindrücklich vom großen Ansehen der sich im 19. Jahrhundert etablierenden Naturwissenschaften. Solche medizinisch-psychologisierenden Ansätze, seien sie misogyn untermalt oder von der Humoralpathologie geprägt, verdeutlichen einmal mehr, dass der Zugang zu Marias Wirken und Politik über das ganze 19. Jahrhundert hinweg meist auf einem verzerrten Bild ihrer Person gründete. Sei es zu große Leidenschaftlichkeit im moralistischen Diskurs des ausgehenden 18. Jahrhunderts oder Hysterie und ihre Zugehörigkeit zu den Sanguinikern im medizinisch untermauerten historischen Diskurs des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, das Ergebnis war das gleiche: Marias politisches Handeln wurde auf der Grundlage reduzierender, teilweise misogyn konnotierter Erklärungsmuster geschildert, was eine Auseinandersetzung mit ihren eigentlichen politischen Motiven und Hintergründen gänzlich verhinderte.

²¹⁰ Batiffol spricht etwa von den »êtres nerveux«, von einer »contradiction fréquente chez les caractères de ce genre« oder darüber, dass »Marie de Médicis appartenait à cette catégorie de tempéraments« (Hervorh. MRK), vgl. für alle Zitate BATIFFOL, *La vie intime*, Bd. 1, S. 50.

²¹¹ Vgl. *ibid.*, S. 47–50.

²¹² *Ibid.*, S. 240.

²¹³ DERS., *Marie de Médicis*, S. 252. Siehe auch DERS., *La vie intime*, Bd. 1, S. 41f.

Ein nachwirkender frauenfeindlicher Geschichtsdiskurs

Ein weiterer eindrücklicher Beleg für die anhaltende Übernahme diesmal explizit frauenfeindlicher Elemente in der Rezeption Marias von Medici – und über sie hinaus in der Wahrnehmung französischer Herrscherinnen des Ancien Régime überhaupt – bietet während der Dritten Republik »La politique féminine de Marie de Médicis à Marie-Antoinette« (1882) von Adrien Desprez (1831–1888)²¹⁴. Die Monografie erschien in der Reihe »Bibliothèque de vulgarisation« des Pariser Verlegers Alfred Degorce-Cadot und richtete sich damit primär an ein breites Publikum interessierter Laien²¹⁵. Die Tatsache, dass eine solch dezidiert misogynen Aufarbeitung des Themas Eingang in eine populärwissenschaftliche Reihe fand, zeugt zweifelsohne von der anhaltenden Akzeptanz solcher Diskurse in den 1880er Jahren. Die angeführten abschreckenden historischen Beispiele sollten nicht zuletzt handlungsweisend für die bürgerlich geprägte Gesellschaft der Gegenwart sein.

Bereits im Titel postuliert Desprez, dass es »la politique féminine« (Hervorh. MRK), also eine homogene und konstante, typisch weibliche Ausprägung der Politikausübung gebe, der man historisch anhand einschlägiger Beispiele nachspüren könne. Die ideologische Kontinuität von Desprez mit traditionsreichen Motiven aus dem Ancien Régime wird bereits im Vorwort deutlich. So leitete er seine Ausführungen mit einem abfälligen Zitat Richelieus über Frauen ein²¹⁶. Desprez' frauenfeindlicher Impetus gründete darüber hinaus in der herkömmlichen irrationalen Angst vor der Frau als manipulierende Gestalt im Schatten der Macht – ein alter Topos, den etwa der Autor des revolutionären Pamphlets »Les crimes des reines« aufgegriffen hatte²¹⁷. Nicht zuletzt verdeutlicht sein biblischer Vergleich der Macht mit einem »fruit défendu«²¹⁸ die religiöse Einbettung solcher politischen Argumente, wonach weibliche Herrschaft die göttliche Weltordnung missachte. Außerdem betonte Desprez die Überlegenheit des Mannes, der die unmündige und fremdbestimmte Frau reguliere²¹⁹. Die Ausführung konkreter historischer Beispiele sollte in der Folge veranschau-

²¹⁴ Über den aus Lyon gebürtigen Autor ist wenig bekannt, vgl. M. JACQUET, Art. »Adrien Desprez«, in: Jean-Charles ROMAN D'AMAT, R. LIMOUZIN-LAMOTHE (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 11, Paris 1967, Sp. 28.

²¹⁵ Der vulgarisierende Ansatz erklärt auch, warum Desprez' Schilderung keine Fußnoten und Quellenverweise aufweist.

²¹⁶ DESPREZ, La politique féminine, S. V.

²¹⁷ Vgl. *ibid.*, S. VI–VIII.

²¹⁸ *Ibid.*, S. VI.

²¹⁹ Vgl. *ibid.*, S. 12–14.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

lichen, warum Frauen von der Ausübung öffentlicher Funktionen auszuschließen seien²²⁰.

Sein Interesse für die Bourbonen begründete Desprez damit, dass in keiner anderen französischen Dynastie die Frauen eine so zentrale Rolle gespielt hätten²²¹. Maria von Medici war für ihn dabei nicht nur als erste Bourbonenköningin von zentraler Bedeutung²²², nein, er sah in ihr vielmehr – wie in »Les crimes des reines« oder wie Balzac vor ihm – alle Verfehlungen verkörpert, die Frauen in der Handhabung der Staatsgeschäfte begehen konnten²²³. Maria diente ihm demnach der exemplarischen Verdeutlichung der destruktiven Folgen weiblicher Politik²²⁴. Hierzu war er fest entschlossen, Maria durchweg negativ darzustellen. So berichtet er, dass »[c]ausant un jour de son mariage avec Sully, Henri IV lui disait qu’il voulait trouver dans sa femme sept qualités principales. Il faut qu’elle soit belle, sage, douce, spirituelle, féconde, riche et d’extraction royale. [...] Eh bien, ces qualités qu’il prisait si fort, il n’en trouva même pas l’ombre«²²⁵. Zweifelsohne kann über Marias charakterliche Vorzüge gestritten werden, doch der Medici-Tochter und sechsfachen Mutter sogar noch die Vorzüge des Reichtums und der Fruchtbarkeit abzusprechen, zeugt deutlich von einer bewusst diffamierenden Vorgehensweise des Autors²²⁶.

220 Ibid., S. 363–365.

221 Ibid., S. VIII.

222 Seine Schilderung Marias von Medici befindet sich *ibid.*, S. 9–52.

223 Ibid., S. 9: »Marie de Médicis [...] qui ouvre ce défilé, se trouve de personnifier en elle tous les défauts, toutes les défaillances qu’apportent les femmes au manieiment des affaires publiques: un immense besoin de domination, une ambition jalouse et sans bornes et, à côté de cela, une incapacité irrémédiable, qui les jette entre les bras de favoris indignes, qui les rend sujettes de leur femme de chambre et de leur domesticité, et les force à faire ce qu’on pourrait appeler de la politique de commérages et de basses intrigues. Voilà Marie de Médicis tout entière: ambitieuse, ignorante, brouillonne, et capable de sacrifier son pays au désir de se venger«.

224 Ibid., S. 52.

225 Ibid., S. 11. Siehe hierzu auch S. 30f.

226 Interessanterweise hatte ein paar Jahre zuvor die englische Autorin Freer diese Begebenheit ebenfalls wiedergegeben, doch in einer deutlich ausgewogeneren Version, siehe FREER, *The History of the Reign of Henry IV.*, Bd. 2/2, S. 254: »During the progress of these vexatious feuds, often must Rosny have recalled his conversation at Nantes with Henri Quatre, when the king confided to his ear the indispensable endowments necessary to attach him to the woman whom he might espouse: beauty, prudence, gentleness, wit, fecundity, wealth, and illustrious descent. Marie de Medici possessed five of these qualifications: she was deficient alone in prudent and winning gentleness; yet this failure eventually sufficed, with a prince of Henry’s temperament, to render the conjugal yoke almost intolerable«.

Neben Desprez wandten um die Wende zum 20. Jahrhundert noch andere Historiker ähnliche frauenfeindliche Motive in ihrer Darstellung Marias an. Besonderer Beliebtheit erfreute sich das alte Vorurteil, dass Frauen häufig zu Intrigen neigten, um ihren mangelnden politischen Weitblick zu kompensieren. Eusèbe Pavie betonte daher, dass »[à] la place d'un vrai génie de gouvernement, il n'y avait en elle [Marie de Médicis] que des instincts et des besoins d'intrigue«²²⁷. Jean-Hippolyte Mariéjol glaubte sogar, eine Korrelation zwischen der steigenden Beteiligung von Frauen am politischen Leben und einem moralischen Wandel, um nicht zu sagen Verfall, am französischen Hof während der Herrschaften Katharinas und Marias von Medici zu erkennen²²⁸. Hanotaux betonte außerdem, dass »[o]n s'était étonné d'abord de leur présence. On remarquait que cela n'arrive pas dans les autres pays [...]. Mais on se consolait en pensant que, laissées au dehors, elles feraient encore plus de mal«²²⁹. Damit rezipierte der große Richelieu-Biograf des ausgehenden 19. Jahrhunderts den geläufigen Diskurs der unbeherrschbaren Frau mit zerstörerischem Einfluss, den der von ihm untersuchte Minister in seinem politischen Kampf gegen Maria gefördert hatte. In einer Sache irrte Hanotaux allerdings, nämlich darin, den Ausschluss der Frauen aus dem politischen Bereich als europäische Norm zu betrachten. Frankreich bildete mit diesem exklusiv männlichen Selbstverständnis der Herrschaftsausübung vielmehr eine Ausnahme im westlichen Europa, man denke hier nur an namhafte englische und spanische Gegenbeispiele wie Elisabeth I. (1533–1603) und Isabella von Kastilien (1451–1504).

Frauenfeindlicher Psychologismus

Mit der Übernahme frauenfeindlicher Diskurse aus dem Ancien Régime ging eine starke psychologisierende Tendenz in der Wahrnehmung der Politik Marias einher, die teils legitime politische Erwägungen der Regentin auf vermeintlich typisch weibliche Regungen reduzierte und damit Maria noch stärker als rein emotionsgesteuerte und irrationale Herrscherin erscheinen ließ.

²²⁷ PAVIE, *La guerre*, S. 303.

²²⁸ Mariéjol thematisierte dies z. B. in seinem Kapitel »Premiers complots aristocratiques«, wo er anführte: »La politique n'est pas le domaine réservé des hommes: elles [les femmes] complotent, dirigent les partis, décident des prises d'armes, suivent les expéditions. Elles jugent les œuvres littéraires, règlent les mœurs et entravent le gouvernement. L'importance toujours plus grande qu'elles s'attribuent est le signe d'une révolution sociale et morale«, in MARIÉJOL, *Histoire de France*, Bd. 6/2, S. 250.

²²⁹ HANOTAUX, *Marie de Médicis* (1^{re} partie), S. 775f.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

So verglich etwa Desprez den Allianzwechsel, den Maria 1615 herbeigeführt hatte, mit der Regung einer leidenschaftlichen Geliebten, denn sie wollte angeblich »se jeter dans les bras de l'Espagne«²³⁰. Er reduzierte ihre außenpolitische Entscheidung darüber hinaus auf eine für ihn typisch weibliche, verblendete und sture Regung, denn »elle suivait en cela les errements ordinaires de la politique féminine, qui consiste à obéir aux impulsions du cœur ou de l'imagination plutôt qu'aux conseils de la raison, à braver ouvertement l'opinion, afin de bien se persuader qu'on est le maître et qu'on commande à tous«²³¹. Drittens deutete Desprez Marias Abkehr von den politischen Weisungen Heinrichs IV. auf der Grundlage pseudo-psychologischer Argumente. Die Entscheidung sei demnach dem typisch weiblichen Widerspruchsgeist erwachsen, der Frauen dazu verleite, grundsätzlich alle vernünftigen Argumente wider besseres Wissen zu verwerfen und stur ihrer eigenen Linie zu folgen. Er fügte in diesem Sinne verallgemeinernd hinzu: »[Q]uelle est la femme mariée qui ne se délecte pas à ces actes d'opposition«²³². Die reine Freude am Protest gegen den Ehemann war für Desprez demnach der eigentliche Grund für Marias dezidierte Förderung des spanischen Eheprojekts, denn »la régente [...], semblable à toutes les femmes, aimait à aller contre l'opinion, à la heurter, à en triompher«²³³. Dies verdeutlicht erneut, wie der Autor den Blick auf politische Erwägungen durch verallgemeinernde, frauenfeindlich psychologisierende Ansätze völlig versperrte, was mitunter beim Leser eine sachliche Auseinandersetzung mit den möglichen politischen und geostrategischen Erwägungen Marias verhinderte.

François-Tommy Perrens und Berthold Zeller gingen in ihrer Wertung der spanischen Ehen ähnlich vor. Beide Historiker führten die Beweggründe Marias auf einen eitlen Wunsch zurück, ihre Kinder so prestigeträchtig wie möglich zu verheiraten. So soll Maria aufgrund ihrer »vanité féminine«²³⁴ und ihres »orgueil maternel«²³⁵ – also explizit weiblicher Regungen – an dem Projekt festgehalten haben. Dafür soll sie sogar nicht davor zurückgeschreckt haben, rangniedrigere Prätendenten abzuweisen und zu brüskieren, nicht zuletzt den für Frankreich strategisch wertvollen Herzog von Savoyen²³⁶. Die Heiratspoli-

²³⁰ DESPREZ, *La politique féminine*, S. 19.

²³¹ *Ibid.*, S. 24.

²³² *Ibid.*, S. 18.

²³³ *Ibid.*

²³⁴ PERRENS, *Les mariages espagnols*, S. 349.

²³⁵ ZELLER, *Marie de Médicis et Villeroy*, S. 50.

²³⁶ PERRENS, *Les mariages espagnols*, S. 281–283, 348f. u. ZELLER, *Marie de Médicis et Villeroy*, S. 50.

tik Marias bezeichnete Zeller des Weiteren abfällig als »fièvre de mariages«²³⁷ und »politique à l'eau de rose«²³⁸. Er sprach sogar von einer »manie de Marie de Médicis de conclure autour d'elle des unions«²³⁹. Maria als sentimentale Kupplerin zu stilisieren, verdeckte indes auch hier die Tatsache, dass ihre Politik, die unbestreitbar stark persönlichen, ja sogar familiären Erwägungen folgte, nichtsdestotrotz einem eigenen Konzept innen- und außenpolitischer Befriedungspolitik folgte.

Der private Raum für die gezähmte Frau

Die latente Angst vor der unberechenbaren, weil emotionsgesteuerten Frau war der Grund, warum sie im bürgerlichen Verständnis sozial gezähmt und unschädlich gemacht werden sollte, indem sie in den privaten Bereich des Haushalts verdrängt wurde. Dies beschrieb Darmon als das Ideal der »femme pacifiée«²⁴⁰. Auch der Kulturhistoriker Peter Gay sprach im Hinblick auf die bürgerlichen Lebensformen des 19. Jahrhunderts von einem regelrechten »paradigm of domesticity« und somit von einer Überbetonung häuslicher Werte²⁴¹.

Derjenige, der wohl am meisten zur regelrechten Verdrängung Marias aus der öffentlichen, politischen Geschichte beitrug, war zweifelsohne der weiter oben bereits erwähnte und aus Toulouse stammende Historiker Louis Batiffol (1865–1946). Dieser jüngere Bruder des katholischen Theologen Pierre Batiffol wurde 1890 nach dem Besuch der École des chartes als Bibliothekar in die Bibliothèque nationale aufgenommen. Dort nutzte er seine Position, um wenig bekannte Archivdokumente und Bücher des 17. Jahrhunderts einzusehen und diese in Aufsätzen sowie – teils von der Académie française und Académie des sciences morales et politiques preisgekrönt – Monografien einem breiten Publikum bekannt zu machen²⁴².

²³⁷ Ibid., S. 53.

²³⁸ DERS., Marie de Médicis et Sully, S. 333.

²³⁹ DERS., Marie de Médicis et Villeroy, S. 149.

²⁴⁰ DARMON, Femme, repaire de tous les vices, S. 220.

²⁴¹ GAY, Schnitzler's Century, S.43. Gay zufolge war das Konzept der Häuslichkeit keine Erfindung des bürgerlichen 19. Jahrhunderts, doch wurde es damals auf die Spitze getrieben. Siehe hierzu auch RANG, Zur Geschichte des dualistischen Denkens, S. 194–201.

²⁴² Vgl. zu den biografischen Daten Batiffols: Jacques BOUSSARD, Chronique. Louis Batiffol, in: Bibliothèque de l'École des chartes 107/2 (1948), S. 327–330; Michel PREVOST,

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

In diesem Zusammenhang befasste er sich auch eingehend mit Maria von Medici. In all seinen Detailstudien über sie stützte er sich neben den üblicherweise genutzten Quellen zeitgenössischer Autoren im Wesentlichen auf das Konvolut der Cinq-Cents Colbert, das in der Bibliothèque nationale aufbewahrt wird. Hinter diesem kryptischen Aktennamen verbirgt sich der Nachlass der Privatbibliothek des Finanz- und Handelsministers Ludwigs XIV., Jean-Baptiste Colbert (1619–1683), die dieser von Gelehrten mit zahlreichen Dokumenten aus dem In- und Ausland hatte anreichern lassen²⁴³. Batiffol bezeichnete diesen Bestand in den Jahren 1904 und 1905 als »documents encore inédits«, die auch Abrechnungen und Verwaltungsunterlagen zum Haushalt Marias sowie Depeschen und persönliche Briefe enthielten²⁴⁴. Außerdem stützte sich Batiffol als einer der ersten französischen Historiker auf die 1781 verfasste »Istoria del granducato di Toscana« von Jacopo Riguccio Galluzzi (1739–1801), von der bereits 1782 eine französische Übersetzung durch Louise de Kéralio angefertigt und veröffentlicht worden war. Batiffol erachtete diese Quelle als wertvoll, weil sie zahlreiche Archivadokumente im Wortlaut wiedergab und seiner Meinung nach bislang zu wenig in der französischen Historiografie beachtet worden war²⁴⁵.

Art. »Louis Batiffol«, in: DERS., Jean-Charles ROMAN D'AMAT (Hg.), *Dictionnaire de biographie française*, Bd. 5, Paris 1951, Sp. 811f.

²⁴³ 1732 wurden große Teile der Bestände dieser Sammlung der Bibliothèque royale vermacht, um dann im späten 18. Jahrhundert ergänzt zu werden. Die Bibliothèque nationale erschloss den Bestand nach der Revolution und machte ihn ab den 1840er Jahren für die Forschung zugänglich. Mit der steigenden Bedeutung von Alltags- und Finanzgeschichte und historischen Detailstudien stieg das Interesse für diese Akte um die Wende zum 20. Jahrhundert. Aus diesem Grund erstellte der Bibliothekar Charles Bourel de La Roncière (1870–1941) einen Katalog aller in der umfassenden Sammlung enthaltenen Manuskripte, siehe Charles DE LA RONCIÈRE, *Catalogue des manuscrits de la collection des Cinq-Cents de Colbert*, Paris 1908.

²⁴⁴ Louis BATIFFOL, *Marie de Médicis et les arts* (1^{re} partie), in: *Gazette des beaux-arts* 34 (1905), S. 441–452, hier S. 441, Anm. 1 u. DERS., *La journée de Marie de Médicis* (1^{re} partie), in: *Revue de Paris* 3 (1904), S. 510–526, hier S. 511, Anm. 1. Es sollte indes hervorgehoben werden, dass bereits Sismondi, Caepéfigue, Martin, Michelet und Perrons auf diese Manuskriptakte zurückgriffen, wengleich eindeutig eine gesteigerte Nutzung um die Jahrhundertwende mit Hanotaux und Batiffol deutlich wird.

²⁴⁵ DERS., *Marie de Médicis*, S. 226, Anm. 3. In den hier untersuchten französischen Quellen des 19. Jahrhunderts ist nur noch bei Sismondi die Rezeption des Werks von Galluzzi nachweisbar.

Louis Batiffols Hauptwerk zur Mediceerin war die »Vie intime d'une reine de France au XVII^e siècle« (1906)²⁴⁶. Dieser zweibändigen Studie gingen mehrere Aufsätze voraus, in denen er erste Forschungsergebnisse ausgeführt hatte. Besonders hervorzuheben sind der 1904 in der »Revue de Paris« erschienene zweiteilige Aufsatz »La journée de Marie de Médicis« und der 1905 veröffentlichte umfangreiche Artikel »Marie de Médicis« in der »Revue historique«, den Batiffol als Einführung seiner noch nicht veröffentlichten Monografie verstand²⁴⁷. Der Historiker verfolgte vorwiegend einen kultur- und alltagsgeschichtlichen Ansatz, wie es bereits der Titel seines Werkes »Vie intime d'une reine de France« deutlich macht. Der unbestimmte Artikel im Titel impliziert eine gewisse Austauschbarkeit: Maria stand lediglich exemplarisch für den Alltag einer französischen Königin am vorludovizianischen Hof²⁴⁸.

Batiffol wollte in seinen Studien aber auch »juger équitablement le caractère de la mère de Louis XIII«²⁴⁹. Hierbei betonte er, dass Entwicklungen im Wesen Marias berücksichtigt werden müssten und vertrat entsprechend einen psychologisierenden Ansatz. Das Jahr ihres ersten politischen Sturzes, 1617, betrachtete er als entscheidenden Wendepunkt, ab dem Marias negative Eigenschaften Überhand genommen hätten und von dem an sie das positive oder zumindest ausgewogenere Bild verwirkt habe, das ihre Zeitgenossen bislang von ihr hatten²⁵⁰. Um also Maria differenzierter umreißen zu können, legte er einen Schwerpunkt auf den Zeitraum vor 1617, als Maria noch nicht so sehr

246 Die in dieser Arbeit angeführten Aufsätze von Batiffol stützten sich im Wesentlichen auf diese Monografie und sind, neben kleinen Ergänzungen, meist wörtliche Übernahmen einschlägiger Kapitel der »Vie intime d'une reine de France«. Der Vollständigkeit halber sollen im Folgenden stets alle Nachweise angegeben werden.

247 BATIFFOL, Marie de Médicis, S. 271, Anm. 2.

248 Das erklärte Ziel der Monografie sei somit »de retrouver la vie d'autrefois dans ses détails même minutieux« u. »faire connaître les institutions, les idées et les mœurs. C'est par des investigations ayant pour objet de reconstituer les milieux historiques, que l'histoire conduira à une intelligence plus nette des événements du passé«, siehe DERS., La vie intime, Bd. 1, S. III.

249 DERS., Marie de Médicis, S. 253. In einem Nachruf auf Batiffol wird deutlich, dass seine Kollegen ihn eng mit diesem Willen, bestimmte historische Figuren des 17. Jahrhunderts zu rehabilitieren, verbanden, denn: »Frappé des déformations que la littérature romantique avait fait subir à certaines figures [...], et à la société de leur temps, il [Batiffol] se donna de rétablir la vérité et de remplacer la légende par l'histoire«, in BOUSSARD, Chronique, S. 328.

250 BATIFFOL, Marie de Médicis, S. 253f. u. DERS., La vie intime, Bd. 1, S. 42–44: »Marie de Médicis a laissé dans l'histoire une impression défavorable. [...] Mais, pour juger équitablement le caractère de la mère de Louis XIII, il faudrait analyser plusieurs éléments distincts: savoir ce qu'elle était en venant en France, en 1600; quelle impression a produite sur elle sa vie d'intérieur avec Henri IV, vie d'humiliations et de larmes; déter-

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

polarisiert hatte. Bereits die Titel seiner Studien wie »La journée de Marie de Médicis« oder »Vie intime d'une reine de France« sind Programm und machen deutlich, dass es Batiffol in der Neubewertung Marias vorrangig darum ging, sie in dem eingeschränkten privaten Wirkungsraum zu werten. Der allgemeinen Beschreibung ihrer Persönlichkeit folgen daher ausführliche Schilderungen ihres Alltags im Louvre, ihres Haushalts, ihrer Frömmigkeitspraxis, ihrer Ehe und der Beziehung zu ihren Kindern und Verwandten sowie ihrer Finanzen und ihrer Kunstförderung.

Dass Maria hier nicht vorrangig als Herrscherin, sondern als »Privatfrau« untersucht wird, verdeutlicht besonders der bereits genannte Aufsatz »La journée de Marie de Médicis«. Der Leser kann darin detailliert dem Tagesablauf der französischen Königin folgen. Bemerkenswert ist dabei, dass Batiffol nicht einen Tag aus Marias Leben als Regentin oder Königinmutter, also in Ausübung ihrer politischen Funktionen wählte, sondern einen beliebigen Tag zwischen 1600 und 1610. Damals trat Maria primär als Mutter und Ehefrau auf, weil französischen Herrscherinnen, wie bereits erwähnt, institutionell per se keine politische Rolle zugeordnet war.

Die einleitende ausführliche Beschreibung der königlichen Gemächer im Louvre endet im Aufsatz mit folgender bezeichnender Aussage: »C'est là, dans cet appartement embelli par elle, que nous allons la regarder vivre«²⁵¹. Maria wird damit auf einen privaten Handlungsraum reduziert, der im Kontrast zur öffentlichen, politischen Bühne steht, auf der ihr Mann agierte. Neben der Schilderung des typischen Tagesablaufs des Königspaars erfährt der Leser mehr über Marias Vorliebe für Schmuck und teure Parfüms – nicht zuletzt, um den strengen Geruch ihres Mannes zu überdecken – und über ihren Kleidungsstil²⁵². Batiffol würdigte außerdem die Tatsache, dass Maria als gute Hausfrau

miner les modifications amenées par l'exercice du pouvoir absolu de 1610 à 1617, dans tout l'épanouissement d'une vanité satisfaite, d'une volonté obéie et de goût contenté; enfin, mesurer la profondeur de la chute provoquée par le ›coup d'État‹ du 24 avril 1617, qui, de reine toute puissante, la rabaisse au niveau d'une particulière prisonnière à Blois ou en fuite et révoltée; et, de la souveraine adulée, ne fit plus qu'une basse intrigante, chagrine, querelleuse, dépensière, – et dépourvue d'argent, – ambitieuse, – et dénuée d'influence. Si elle était morte à la fin de 1616, sa réputation eût été meilleure; peut-être justifierait-on toute sa politique de la régence en disant que, sans expérience et sans autorité morale, elle ne pouvait rien faire de mieux que de suivre les conseils prudents de vieux ministres circonspects et de temporiser, concilier, céder. L'année de la chute de Concini lui a été fatale. La disgrâce et le malheur ont eu pour résultat de développer ses défauts jusqu'à l'odieux et de faire disparaître ce qu'elle pouvait avoir de qualités. L'histoire l'a jugée sur sa conduite finale, les contemporains, en 1605, n'étaient peut-être pas aussi rigoureux«.

251 DERS., *La journée* (1^{re} partie), S. 511.

252 Vgl. *ibid.*, S. 514–526.

die herrschaftlichen Gemächer sofort nach ihrer Ankunft nach ihrem Geschmack hatte neu einrichten lassen. Er bezeichnete ihre Inneneinrichtung indes als überladen²⁵³. Dies entsprach kaum den Vorstellungen eines bürgerlichen Interieurs, das sich durch Schlichtheit auszeichnete und in dem ein allzu sehr zur Schau gestellter Reichtum als charakteristisch für Parvenüs galt²⁵⁴. Damit führte Batiffol anhand einer anachronistischen, bürgerlich beeinflussten Wertung der Inneneinrichtung des Louvre den Topos Marias als Nachfahrin aufstrebender Bankiers weiter fort.

Auf ähnliche Weise verdrängte auch die Historikerin, militante Feministin und Journalistin Clarisse Bader (1840–1902)²⁵⁵ Maria in den privaten Bereich. Sie nutzte diese Herrscherin als eines von vielen Beispielen, um ein bürgerlich-konservatives Verständnis der sozialen Rolle der Frau zu begründen, deren Wirkungsraum auf das Haus beschränkt sein sollte. Bader wollte damit belegen, dass die feministische Bewegung im 19. Jahrhundert viele Gesichter hatte und ihr Feminismus sich darin äußerte, dass sie sich eingehend mit der Stellung der Frau in verschiedenen Gesellschaften auseinandersetzte. Im Alter von 20 Jahren begann sie ihre sechsbändige Reihe über die Frauen im antiken Rom und Griechenland, im alten Indien, in der Bibel und im Mittelalter. Ihr abschließender Band »La femme française dans les temps modernes« (1883) sollte die Position der französischen Frau unter dem häuslichen, kulturellen und politischen Aspekt untersuchen und wurde mit dem Prix Botta der Académie française ausgezeichnet²⁵⁶. Anhand prominenter historischer Protagonistinnen ging sie darin auch der Frage nach der weiblichen Befähigung an der

253 Ibid., S. 514.

254 DAUMARD, *Les bourgeois*, S. 32.

255 Vgl. für die folgenden Ausführungen J. DOMERGUE, Art. »Clarisse Bader«, in: Michel PREVOST, Jean-Charles ROMAN D'AMAT (Hg.), *Dictionnaire de biographie française*, Bd. 4, Paris 1948, Sp. 1146f.; Claude GHIATI, *Des historiennes »fin de siècle«* (1898–1902). Étude à partir du Répertoire de Pierre Caron, in: Nicole PELLEGRIN (Hg.), *Histoires d'historiennes*, Saint-Étienne 2006, S. 85–102, hier S. 87f.

256 BADER, *La femme française*, S. VIII. Der exzentrische konservative Schriftsteller Jules Barbey d'Aureville (1808–1889), der mit spitzer Zunge in seinem zwanzigbändigen kritischen Werk »Les Œuvres et les hommes« die Geistesgrößen seiner Zeit erfasste, widmete Bader ein Kapitel im Band über die sogenannten Blaustrümpfe, siehe Jules Amédée BARBEY D'AUREVILLE, *Les Œuvres et les hommes*, Bd. 5: *Les Bas-bleus* [1878], repr. Genf 1968, S. 315–326. Frauen sprach Barbey im Allgemeinen die Fähigkeit ab, sich mit Geschichte sachgerecht zu befassen (S. 316). Bader verkörpere dementsprechend die weibliche Geschichtsschreibung, da sie geistlos und penibel schreibe. Er sprach von ihr in seinem üblichen ironisch-beißenden, hier auch teils herablassenden Ton als »courageuse fille, qui a bien dûment gagné ses prix [de l'Académie française] à la sueur de son front... et du nôtre; car elle n'est pas très-facile et très-voluptueuse à lire, M^{lle} Clarisse Bader. C'est un bas-bleu grave... savante, à accabler« (S. 315).

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

politischen Teilhabe nach²⁵⁷. Die Untersuchung endet mit dem Kapitel »La femme française au XIX^e siècle«, in dem Bader Lehren aus der Vergangenheit und konkrete Antworten für ihr Jahrhundert zu geben suchte²⁵⁸.

Eine Rezension von Adolphe Mathurin de Lescure im konservativen Blatt »Le Correspondant« macht deutlich, dass sich Bader mit dieser Monografie in aktuelle gesellschaftliche Debatten einklinkte: Sie wollte damit Stellung zu den jüngsten republikanischen Entscheidungen im Bereich der Frauenerziehung beziehen²⁵⁹. Der Rezensent spielte insbesondere auf das Gesetz vom 21. Dezember 1880 an, das den Sekundarunterricht der Mädchen nach republikanischen und laizistischen Maßstäben umgestaltete²⁶⁰. Für Bader griff die Bildungsreform die Rolle der Frau als Erhalterin und Vermittlerin christlich-moralischer Werte in der Familie an und gefährdete somit mittelfristig die Grundwerte der französischen Gesellschaft²⁶¹. Die Autorin verortete im Gegenzug den patriotischen Dienst der Frauen an der Nation im privaten Bereich, wo sie die heranwachsenden Generationen heranziehen sollten²⁶².

Maria von Medici diente Bader, neben vielen anderen Herrscherinnen, als anschauliches Negativbeispiel für eine unangemessene Grenzüberschreitung der Frau im den Männern zugedachten öffentlichen Bereich. Dies bedeutete für sie nichts weniger als die Auflösung der traditionellen Gesellschaftsordnung, denn:

Dans notre France chrétienne, ce n'est guère que par la foi patriotique et religieuse, par la charité sociale, que les femmes ont eu une influence heureuse sur les destinées de notre pays. Mais ont-elles exercé le pouvoir politique, cela n'a été que bien rarement pour le bonheur de la France. En présence de grandes exceptions, telles que sainte Bathilde, Blanche de Castille [...]; voici Catherine de Médicis, Marie de Médicis. Voici [...] toujours et partout, le sentiment personnel substitué à l'idée du droit²⁶³.

Zur Veranschaulichung ihrer These rezipierte Bader geläufige, männlich geprägte Vorurteile über Frauen an der Macht. Die eigentliche Aufgabe der Frau sei es jedoch, ihrem Ehemann, dem Staatsdiener, ein stabiles und ruhiges

²⁵⁷ Vgl. BADER, *La femme française*, S. Vf.

²⁵⁸ *Ibid.*, S. VII.

²⁵⁹ Adolphe Mathurin de LESCURE, *Revue critique*, in: *Le Correspondant* 130 (1883), S. 766–788, hier S. 771.

²⁶⁰ Zur antikerikalen Offensive der Dritten Republik im Erziehungsbereich vgl. René RÉMOND, *L'anticléricalisme en France de 1815 à nos jours*, Paris ²1999, S. 187–197.

²⁶¹ Vgl. BADER, *La femme française*, S. 458–524, insb. S. 459.

²⁶² Vgl. *ibid.*, S. 559–569.

²⁶³ *Ibid.*, S. 454f.

Zuhause zu bieten²⁶⁴. Maria betrachtete Bader in diesem Zuge gemäß alter misogynen Topoi über diese Herrscherin als idealtypisches und abschreckendes Negativbeispiel, weil sie »par l'étroitesse de ses idées, le peu d'élévation de son âme, la faiblesse et la violence de son caractère«²⁶⁵ das Werk ihres Mannes innen- und außenpolitisch zunichte gemacht habe, bevor Richelieu wieder korrigierend das Ruder in die Hand nahm²⁶⁶.

Bilder einer bürgerlichen Ehe

Mit dem Siegeszug des Bürgertums im 19. Jahrhundert setzte sich außerdem die Vorstellung ehelicher Eintracht durch²⁶⁷. Wie Andreas Schulz betonte: »Dass eine erfüllte Ehe auf dem harmonischen Zusammenklang ungleicher Charaktere, vor allem aber auf freier Herzensentscheidung beruhe, ist eine geradezu typisch bürgerliche Wunschvorstellung«²⁶⁸. Wengleich im europäischen Bürgertum noch viele Zweckehen geschlossen wurden, galt die freie Partnerwahl und Liebesheirat also im 19. Jahrhundert als bürgerliches Eheideal²⁶⁹. Die Rezeption der Ehe des ersten bourbonischen Königspaars war bislang in der Historiografie vorwiegend von deren Konflikten, Marias Eifersucht, den Affären des Königs und nicht zuletzt vom Gerücht des Gattenmords geprägt. Dieses ungleiche Paar der französischen Geschichte umgab dann allerdings zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit Batiffol eine Aura bürgerlicher Eheeintracht.

Louis Batiffol thematisierte etwa im Hinblick auf Marias Hochzeit den Aspekt der Ehe als freie Wahl – ein offensichtlicher Anachronismus für das Heiratsverhalten zwischen adligen und insbesondere regierenden Häusern in der Neuzeit. So rief er nach seinen Ausführungen über die Eheverhandlungen des Großherzogs mit europäischen Häusern pathetisch aus: »Pauvre princesse Marie! Il avait été bien peu question de sa personne, de ses goûts, de son bonheur pendant ces discussions intéressées«²⁷⁰. Zwar negierte Batiffol keineswegs den Handelsaspekt dieser Ehe²⁷¹, betonte jedoch gemäß des bürgerlichen Ehe-

²⁶⁴ Vgl. *ibid.*, S. 318f.

²⁶⁵ *Ibid.*, S. 351.

²⁶⁶ Der Abschnitt über Maria von Medici befindet sich *ibid.*, S. 351–355.

²⁶⁷ GAY, *Schnitzler's Century*, S. 33.

²⁶⁸ SCHULZ, *Lebenswelt und Kultur des Bürgertums*, S. 5.

²⁶⁹ *Ibid.*; GAY, *Schnitzler's Century*, S. 57–59.

²⁷⁰ BATIFFOL, *Marie de Médicis*, S. 241. Siehe auch DERS., *La vie intime*, Bd. 1, S. 26.

²⁷¹ DERS., *Marie de Médicis*, S. 233: Marias Onkel »entendait bien ne la placer qu'aux conditions les plus avantageuses«. Siehe hierzu auch S. 236, 244 u. DERS., *La vie intime*, Bd. 1, S. 16–22.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

ideals, dass sie für Maria auch die »réalisation des rêves de la petite princesse« bedeutete, da Heinrich IV. zugleich ihre persönliche Wahl gewesen sein soll²⁷². Anders als die schadenfrohen und herablassenden Darstellungen mancher Historiker wie Michelet sprach Batiffol zudem nicht von einer angeblichen Enttäuschung Heinrichs IV., als er zum ersten Mal seine Frau erblickte. Er beteuerte im Gegenteil, gestützt auf Berichte venetianischer Botschafter, dass der König sehr erfreut über seine junge Braut gewesen sei, die er als »celle qui lui convenait le mieux«²⁷³ erachtet habe. In dieser Aussage wird erneut das Ideal bürgerlicher Ehepartnerschaft deutlich, in dem sich Mann und Frau harmonisch ergänzten, nicht zuletzt hinsichtlich ihrer gemeinsamen Aufgabe für die Gesellschaft.

Wie Schulz betont hat, war in der bürgerlichen Ehevorstellung Harmonie trotz offensichtlicher Differenzen zentral²⁷⁴. Interessant ist daher, dass sich vor allem Batiffol bemühte, das Bild der Eintracht zwischen den bourbonischen Ehegatten zu entwickeln. Er betonte, dass Maria ihren Mann wahrhaft geliebt habe²⁷⁵. Und auch von Seiten des Königs glaubte Batiffol behaupten zu können, dass »[t]rès sincèrement, Henri IV, au fond, aime sa femme. Il éprouva pour elle un sentiment affectueux fait d'attachement, de devoir et d'attrait d'habitude«²⁷⁶. Damit grenzte er sich von der ihm vorausgegangenen Historiografie ab. So hatte etwa Henri Martin behauptet: »Les deux époux s'accoutumèrent jusqu'à un certain point l'un à l'autre, sans jamais, toutefois, vivre en bonne intelligence«²⁷⁷. Die gegenseitige Zuneigung sah Batiffol hingegen in den Briefen der beiden belegt, wie auch in Berichten von Höflingen²⁷⁸. Anders als die

272 DERS., *Marie de Médicis*, S. 242. Er gab die Anekdote wieder, dass eine Kapuzinerin aus Siena, Passitea Crogi, Maria bereits als Kind vorausgesagt habe, dass sie eines Tages Königin von Frankreich werden würde. Aus diesem Grund soll Maria unter allen Präkandidaten persönlich immer Heinrich IV. bevorzugt haben. Siehe hierzu auch S. 233–235 u. DERS., *La vie intime*, Bd. 1, S. 16.

273 DERS., *Marie de Médicis*, S. 246.

274 SCHULZ, *Lebenswelt und Kultur des Bürgertums*, S. 6.

275 Vgl. BATIFFOL, *La vie intime*, Bd. 1, S. 226–236.

276 *Ibid.*, S. 241.

277 MARTIN, *Histoire de France*, Bd. 10, S. 92f.

278 Vgl. BATIFFOL, *La vie intime*, Bd. 1, S. 242f. Eine weitere Bestätigung für das gute Einvernehmen der beiden sah er im letzten Wunsch des Königs, denn »Henri IV avait exprimé le désir que son cœur fût envoyé à la Flèche et confié aux Jésuites du collège de cette ville, qu'il avait fondé. Il avait aussi voulu que plus tard le cœur de sa femme vînt le rejoindre et fût déposé près du sien, vœu qui devait être réalisé trente ans après: la touchante pensée de réunir leurs cœurs dans la mort trouva sa première réalisation morale dans le deuil sincère que porta Marie de Médicis du prince qui l'avait aimée malgré les orages troublants d'une vie contradictoire et incertaine« (S. 253).

dominante historiografische Meinung, die Maria vorwarf, Heinrich IV. aufgrund ihrer zänkischen Art das Leben schwer gemacht zu haben und ihren Groll vor aller Augen ausgelebt zu haben, betonte Batiffol außerdem, dass das Königspaar stets bemüht gewesen sei, die privaten Konflikte nicht zu sehr nach außen zu tragen²⁷⁹.

Ein weiterer Topos, der aus einer bürgerlichen Perspektive auf die Ehe stärker hervorgehoben und überzeichnet wurde, war die Betonung von Marias angeblich bereits fortgeschrittenem Alter bei der Vermählung. Batiffol behauptete, dass die florentinische Prinzessin angesichts ihrer verblühenden Schönheit bereits daran zweifelte, je einen Mann zu finden²⁸⁰. Auguste Laugel bezeichnete sie darüber hinaus unumwunden als alte Jungfer²⁸¹. Ebenso der Historiker Gabriel Hanotaux, der von ihr sprach als »vieille fille – elle avait vingt-sept ans – et déjà esclave de ses habitudes«²⁸². Dieses Motiv wurde dann in Marias Rezeption im 20. Jahrhundert weiter übernommen²⁸³. Erst Marias jüngster Biograf Jean-François Dubost brach 2009 mit diesem Topos. Er hob hervor, dass die Historiker erstens meist von einem falschen Geburtsjahr ausgingen und Maria daher bei ihrer Vermählung nicht 27, sondern erst 25 Jahre alt war. Er betonte außerdem, dass italienische Adelshäuser ihre Töchter häufig erst mit Mitte zwanzig verheirateten und Maria somit aus italienischer Perspektive durchaus im dort üblichen Heiratsalter gewesen sei²⁸⁴. Der in der bürgerlichen Rezeption Marias stärker ausgeprägte Topos der alten Jungfer kann damit erklärt werden, dass die alleinstehende Frau in der bürgerlichen Mentalität – ganz anders als im Adel – als unvollständiger sozialer Akteur gewertet wurde²⁸⁵. Dies erklärt auch,

279 Ibid., S. 239f. Siehe hierzu auch DERS., *Marie de Médicis*, S. 516, 523, 526.

280 Ibid., S. 242 u. DERS., *La vie intime*, Bd. 1, S. 27: »Pour Marie, il était temps que ces discussions prissent fin. Elle venait d'avoir vingt-sept ans. Depuis qu'on parlait de son mariage, que tant de partis avaient été proposés et n'avaient pas abouti, elle désespérait! [...] Une profonde mélancolie la minait; sa santé était atteinte; sa beauté, faite d'éclat et de fraîcheur, se fanait«.

281 LAUGEL, *Le duel*, S. 348: »Marie avait déjà vingt-sept ans qu'elle était encore fille: la fleur de la beauté tombe vite aux pays chauds; elle avait pris de l'embonpoint, ses traits, sans être flétris, n'avaient plus rien de virginal«. Laugel wird sich hierfür vermutlich auf Michelet gestützt haben, der in Bezug auf Marias Äußeres ein paar Jahre zuvor ebenfalls behauptet hatte, dass »[o]n vieillit vite en Italie«, in MICHELET, *Histoire de France*, Bd. 11, S. 77.

282 Zit. n. HANOTAUX, *Marie de Médicis (1^{re} partie)*, S. 760 u. DERS., *Histoire du cardinal de Richelieu*, Bd. 2/1, S. 55.

283 CARMONA, *Marie de Médicis*, S. 16.

284 DUBOST, *Marie de Médicis* [2009], S. 48f.

285 Vgl. CORBIN, *Le »sexe en deuil«*, S. 143–146.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

warum das durchschnittliche Heiratsalter im 19. Jahrhundert in bürgerlichen Kreisen deutlich sank²⁸⁶.

Eine traurige Kindheit

Wie seit den einschlägigen Forschungen des Mentalitätshistorikers Philippe Ariès bekannt ist, wurde das Konzept der Kindheit vor allem im späten 18. Jahrhundert unter bürgerlichem Einfluss entwickelt und diese als prägend für das spätere Leben gewertet²⁸⁷. Daher gewann in der stark bürgerlich geprägten Rezeption Marias von Medici der Jahrhundertwende auch dieser Lebensabschnitt an Bedeutung. Davor war Maria in Frankreich nur als Königin wahrgenommen worden, weshalb alle Schilderungen bei ihrer Heirat im Jahr 1600 ansetzten. Thiroux d'Arconville hatte dies 1774 in ihrer »Vie de Marie de Médicis« damit begründet, dass man über den ersten Lebensabschnitt Marias zu wenig wisse. Sie hatte allerdings die Vermutung geäußert, dass in der Kindheit Marias der Ursprung für ihre charakterlichen Verfehlungen zu verorten sei²⁸⁸.

Auguste Laugel war dann der erste französische Historiker, der in seinem Aufsatz »Le duel de Marie de Médicis et de Richelieu« (1877) das spätere Verhalten der Königin in ihrer düsteren Kindheit psychologisierend zu ergründen suchte. So habe sie die Erfahrung des frühen Verlustes der Mutter und die Vernachlässigung durch den Vater »timide, réservée, hypocrite, silencieuse, gauche« werden lassen²⁸⁹. Batiffol baute das Motiv 1905 weiter aus. Auch er führte an, dass Maria bereits als junges Mädchen ihre Mutter, Johanna von Österreich, und zwei ihrer Geschwister verloren hatte und von ihrem Vater zugunsten der Stiefmutter Bianca Cappello vernachlässigt worden sei²⁹⁰.

Außerdem soll Marias Kindheit von verschiedenen Unfällen geprägt gewesen sein: Batiffol zählte drei Blitzeinschläge in ihrem Kinderzimmer und drei Erdbeben in Florenz auf. Außerdem soll sie während eines Spaziergangs in der Nähe von Pisa fast ertrunken sein²⁹¹. All dies entnahm er der Leichenpredigt »Les deux faces de la vie et de la mort de Marie de Medici« (1643) von Mathieu

²⁸⁶ Michelle PERROT, Figures et rôles, in: DIES. (Hg.), Histoire de la vie privée, S. 120–185, hier S. 134.

²⁸⁷ Vgl. hierfür Philippe ARIÈS, L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime, Paris 1960; SCHULZ, Lebenswelt und Kultur des Bürgertums, S. 6.

²⁸⁸ Vgl. THIROUX D'ARCONVILLE, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 6f.

²⁸⁹ LAUGEL, Le duel, S. 348.

²⁹⁰ Vgl. BATIFFOL, Marie de Médicis, S. 225–227 u. DERS., La vie intime, Bd. 1, S. 1–5.

²⁹¹ DERS., Marie de Médicis, S. 227 u. DERS., La vie intime, Bd. 1, S. 1–5.

de Morgues (1582–1670), der sich wiederum auf Begebenheiten bezog, von denen ihm Maria selbst erzählt habe²⁹². Ganz offensichtlich wollte der vehemente Panegyriker der exilierten Königin mit diesen Bildern den Opfertopos der verfolgten und mitleiderregenden Herrscherin nähren und Richelieu vor der Öffentlichkeit noch mehr diskreditieren. Außerdem ist das hierzu verwendete rhetorische Bild des Angriffs der Naturelemente Wasser, Luft, Feuer und Erde auf das wehrlose Kind ziemlich offenkundig und daher eine Wertung als Tatsachenbericht durchaus zu hinterfragen. Indem Batiffol diese Aspekte aufgriff, machte er sie jedoch zum festen Bestandteil der Rezeption Marias von Medici im 20. Jahrhundert²⁹³.

Die lieblose Mutter

Genauso wie Marias Kindheit, fand auch die Ludwigs XIII. ab dem frühen 20. Jahrhundert neue Beachtung und diente, ausgehend vom psychologisierenden Ansatz, als Grundlage, um dessen Charakter besser zu umreißen²⁹⁴. Maria von Medici kam in diesem Zusammenhang zweifelsohne eine zentrale Rolle zu, da im bürgerlichen Selbstverständnis des 19. Jahrhunderts gerade die erzieherische und prägende Rolle der Mutter zunehmend in den Mittelpunkt gerückt und überhöht wurde²⁹⁵. So setzte sich ab dem späten 18. Jahrhundert parallel zum Siegeszug des Bürgertums ein neues Verständnis der Eltern- und insbesondere der Mutterliebe durch, welches die Eltern-Kind-Beziehung nach neuen emotionalen und moralischen Maßstäben definierte²⁹⁶. Darüber hinaus ist das wachsende historiografische Interesse für die Beziehung zwischen Maria und

²⁹² Mathieu DE MORGUES, *Les deux faces de la vie et de la mort de Marie de Medicis, royne de France, vefve de Henry IV mere de Loys XIII roys tres-chrestiens. Discours funebre*, Antwerpen 1643, S. 21f.

²⁹³ CARMONA, *Marie de Médicis*, S. 8.

²⁹⁴ Der Ansatz geht v. a. auf Batiffol zurück, der sich seinerzeit durch eine Neubewertung Ludwigs XIII. als fähigen Herrscher verdient machte, vgl. PREVOST, Art. »Louis Batiffol«, Sp. 811; Louis BATIFFOL, *Louis XIII à 20 ans*, Paris 1910, S. V.

²⁹⁵ GAY, *Schnitzler's Century*, S. 36. Vgl. auch Michelle PERROT, *La famille triomphante*, in: DIES. (Hg.), *Histoire de la vie privée*, S. 92–103; DIES., *Fonctions de la famille*, *ibid.*, S. 104–119.

²⁹⁶ Siehe GAY, *Schnitzler's Century*, S. 48; RANG, *Zur Geschichte des dualistischen Denkens*, S. 194. Hierfür sei außerdem erneut auf Ariès' wegweisende Monografie verwiesen. Angesichts der Kritik relativierte er im Vorwort der Neuauflage (1973) seine These der Entstehung des Konzepts der Mutterliebe im späten 18. Jahrhundert und wies vielmehr auf eine Entwicklung hin, vgl. Philippe ARIÈS, *L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime*, Paris ²1973, S. 5–27.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

ihrem ältesten Sohn ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur mentalitätsgeschichtlich, sondern auch quellenbedingt zu erklären: 1868 war erstmals das Tagebuch des Leibarztes des jungen Königs, Jean Héroard (1551–1628), ediert worden. Darin ging er zwischen 1601 und 1628 täglich auf die körperliche und psychische Verfassung seines jungen Patienten ein²⁹⁷. Der Fokus auf Maria als Mutter war außerdem umso leichter, als sie selbst zu Lebzeiten ihre politischen Ansprüche dezidiert damit begründet hatte, dass sie schließlich die Mutter des Königs sei und als solche nur das Beste für ihren Sohn und dessen Land im Sinne habe.

Die Wahrnehmung Marias als Mutter ging zunächst einher mit einem stärkeren Augenmerk auf ihr körperliches Befinden, auf das vor allem Batiffol sehr ausführlich einging²⁹⁸. Physisch betrachtet, erwies sie sich als ideale Mutter, denn sie war »saine et vivante«²⁹⁹ und erfreute sich trotz strapaziöser Schwangerschaften einer guten Gesundheit³⁰⁰. Regina Schulte hatte bereits bei der Rezeption anderer Königinnen festgestellt, dass die Wahrnehmung des Körpers der Königin im bürgerlichen Diskurs zunehmend auf seine natürliche, gebärende Funktion reduziert und seine politische Dimension teils völlig ausgeblendet wurde³⁰¹. Ähnlich erging es also Maria, die zumindest physisch betrachtet als perfekte, gesunde Mutter galt.

Auf der affektiven Ebene schilderte Batiffol die Herrscherin allerdings als strenge und kühle Mutter. Mit der ambivalenten Beziehung zwischen Maria und ihrem ältesten Sohn befasste sich der Historiker eingehend in »Le roi Louis XIII à 20 ans« (1910). Die Erforschung dieses bewegten Verhältnisses

²⁹⁷ Zu Hintergrund und Inhalt der Quelle siehe Elizabeth WIRTH MARVICK, Louis XIII and His Doctor. On the Shifting Fortunes of Jean Héroard's Journal, in: French Historical Studies 18 (1993), S. 279–300.

²⁹⁸ Vgl. BATIFFOL, La vie intime, Bd. 1, S. 34–44 u. DERS., Marie de Médicis, S. 247–250.

²⁹⁹ Ibid., S. 232.

³⁰⁰ Vgl. DERS., La journée (1^{re} partie), S. 514f.; DERS., Marie de Médicis, S. 247–252; DERS., La vie intime, Bd. 1, S. 34–42. Besonders im Hinblick auf die Schwangerschaften verfügten die Historiker über eine wertvolle Quelle, auf die bereits Thiroux zurückgegriffen hatte, nämlich die »Six couches de Marie de Médicis« (1625) der Hebamme der Mediceerin, Louise Bourgeois. Diese Quelle wurde 1875 neu aufgelegt.

³⁰¹ SCHULTE, The Queen, S. 270. In der heutigen Forschung wird hingegen zunehmend die von Maria angeleitete Inszenierung der politischen Bedeutung ihres Körpers untersucht und diskutiert, siehe hierfür Jean-François DUBOST, Le corps de la reine, objet politique. Marie de Médicis, in: Isabelle POUTRIN, Marie-Karine SCHAUB (Hg.), Femmes & pouvoir politique. Les princesses d'Europe. xv^e–xviii^e siècle, Paris 2007, S. 235–265; Geraldine A. JOHNSON, Marie de Médicis. Mariée, mère, méduse, in: Éliane VIENNOT, Kathleen WILSON-CHEVALIER (Hg.), Royaume de féminie. Pouvoirs, contraintes, espaces de liberté des femmes, de la Renaissance à la Fronde, Paris 1999, S. 103–120.

erkläre ihm zufolge nämlich die spätere Kälte des Königs hinsichtlich des Schicksals seiner Mutter³⁰². Batiffol betonte, dass diese Beziehung schwer durchdringbar sei, denn: »De sentiment plus profond, elle [Marie] n'en révélait guère«³⁰³. Auf Grundlage der Quellen behauptete er indes, dass die Regentin ihrem Sohn eine strenge und herzlose Mutter gewesen sei, denn: »Marie de Médicis, dénuée de tendresse de cœur, s'était toujours montrée à son égard sèche et dure. Le fouet avait été son principal moyen d'action; elle avait tenu son fils par la crainte, et Saint-Simon répète qu'elle le souffletait«³⁰⁴. Gustave Bagueuault de Puchesse, Adrien Desprez und Gabriel Hanotaux führten ebenfalls an, dass Maria ihren ältesten Sohn des Öfteren mit Schlägen gezüchtigt hatte³⁰⁵ – eine Praxis, die im bürgerlichen Verständnis des 19. Jahrhunderts zunehmend verurteilt wurde³⁰⁶. Batiffol und Hanotaux erwähnten außerdem beide, dass Maria ihren Sohn nicht nur in der Angst vor ihr aufgezogen und ihn regelmäßig vor anderen gedemütigt, sondern auch seine Erziehung vernachlässigt und ihn regelrecht infantilisiert habe, um sich selbst so lange wie möglich an der Macht zu halten³⁰⁷. In diesem Sinne sei Maria nicht nur aus monarchischer, sondern auch aus bürgerlicher Sicht als Mutter gescheitert, weil sie ihren Sohn nicht genügend auf seine späteren Aufgaben für die Gesellschaft und Nation vorbereitet habe. Den Majestätsstreich vom 24. April 1617, der die Eigenherrschaft Ludwigs XIII. markierte, bewertete Batiffol zwar primär als politisches Ereignis und staatliche Notwendigkeit³⁰⁸, doch auch in privater Hinsicht als Emanzipationsmoment des jungen Königs, denn: »Après seize ans d'indifférence, de sécheresses et de sévérités, Louis XIII, devenu le maître, allait durement faire expier à sa mère son manque de cœur et ses faiblesses!«³⁰⁹

³⁰² Er führte diese komplexe Beziehung außerdem aus in BATIFFOL, *La vie intime*, Bd. 1, S. 265–277.

³⁰³ DERS., *Louis XIII à 20 ans*, S. 327.

³⁰⁴ DERS., *Le coup d'État du 24 avril 1617 (2^e partie et fin)*, in: *Revue historique* 97 (1908), S. 27–77, 264–286, hier S. 31. Siehe auch DERS., *Louis XIII à 20 ans*, S. 22; DERS., *La vie intime*, Bd. 1, S. 268.

³⁰⁵ BAGUENAUT DE PUCHESSE, *Marie de Médicis jugée par les ambassadeurs florentins*, S. 533; DESPREZ, *La politique féminine*, S. 30f.; HANOTAUX, *Marie de Médicis (1^{re} partie)*, S. 775; DERS., *Histoire du cardinal de Richelieu*, Bd. 2/1, S. 73.

³⁰⁶ PERROT, *Figures et rôles*, S. 158.

³⁰⁷ Vgl. BATIFFOL, *Le coup d'État (2^e partie et fin)*, S. 31–37; DERS., *Louis XIII à 20 ans*, S. 22–28; Gabriel HANOTAUX, *Marie de Médicis, les Concini et l'évêque de Luçon (suite et fin)*, in: *Revue des deux mondes* 124 (1894), S. 108–137, hier S. 119–121.

³⁰⁸ BATIFFOL, *Louis XIII à 20 ans*, S. 332.

³⁰⁹ DERS., *Le coup d'État (2^e partie et fin)*, S. 77.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Batiffol, der im frühen 20. Jahrhundert den Diskurs der lieblosen Mutter historiografisch verfestigte, um seine Aufwertung Ludwigs XIII. zu untermauern, warf Maria von Medici also vor, als Mutter gescheitert zu sein, weil sie die Erziehung ihrer Kinder vernachlässigt habe³¹⁰. So unterstellte er ihr Gleichgültigkeit gegenüber all ihren Kindern außer ihrem Lieblingssohn Gaston³¹¹. Demgegenüber soll Heinrich IV. stets Interesse an seinen Kindern bekundet haben³¹². So kontrastiert Batiffols Beschreibung des Königs als Vater deutlich mit der Marias als Mutter: Zwar hätten die Kinder ihre distanzierte Mutter gefürchtet, sich dafür aber umso mehr über die Besuche ihres Vaters gefreut, den sie liebevoll »papa« genannt und mit dem sie ausgelassen gespielt hätten³¹³. Batiffols Stigmatisierung Marias als gescheiterte Mutter diene also nicht zuletzt der Hervorhebung der positiv konnotierten väterlichen Züge Heinrichs IV. nicht nur im Hinblick auf seine Kinder, sondern auch das Volk³¹⁴. Besonders augenfällig an dieser von bürgerlichen Familienwerten geprägten Stigmatisierung Marias ist außerdem, dass sie im Privaten, wo im bürgerlichen Verständnis die Gefühlsbetontheit einen Vorzug der Frau darstellte, als liebelose, kühle und somit auch gescheiterte Mutter dargestellt wurde. Dies steht im eklatanten Kontrast zur überbetonten Emotionalität, die ihr wiederum in der Ausübung öffentlicher Funktionen vorgeworfen wurde.

Der Gegensatz zwischen dem liebevollen Vater Heinrich IV. und der herzlosen, distanzierten Mutter Maria von Medici wird bis heute in der Historiografie rezipiert³¹⁵. Marias jüngster Biograf, Jean-François Dubost, spricht sich jedoch auch in dieser Hinsicht für einen differenzierten Blick auf das Verhältnis der Königin zu ihren Kindern und insbesondere zu ihrem ältesten Sohn aus. So dürfe man erstens nicht von dem heutigen Verständnis einer affektiven Mutter-Kind-Bindung ausgehen, das wesentlich in den bürgerlichen Werten des

³¹⁰ DERS., *La vie intime*, Bd. 1, S. 260f.

³¹¹ Vgl. *ibid.*, S. 281–284.

³¹² Vgl. *ibid.*, S. 260–262.

³¹³ Vgl. *ibid.*

³¹⁴ Die Stilisierung Heinrichs IV. als liebevoller Vater, der ausgelassen mit seinen Kindern spielte, gehörte auch zum rezeptionsgeschichtlichen Kanon, der in den Geschichtsbüchern der Dritten Republik vermittelt wurde, siehe Ernest LAVISSE, *Histoire de France. Cours élémentaire*, Paris 1913, S. 100f.

³¹⁵ PETITFILS, *Louis XIII*, Bd. 1, S. 52f. Außerdem hat sich Madeleine Foisil eingehend mit der Kindheit Ludwigs XIII. auf der Grundlage der Tagebücher seines Leibarztes befasst, vgl. Madeleine FOISIL, *L'enfant Louis XIII. L'éducation d'un roi (1601–1617)*, Paris 1996. Sie bezeichnet Maria von Medici als »marâtre« (S. 87) und spricht ihr damit einen mütterlichen Umgang mit ihrem Sohn ab. Foisil widmet überdies einige Seiten der Beziehung Heinrichs IV. zu seinem ältesten legitimen Sohn (S. 75–80), nicht aber der Beziehung zwischen Maria und Ludwig.

19. Jahrhunderts wurzelt. Vielmehr sei es im Adel des Ancien Régime üblich gewesen, die Kinder von der Geburt bis zum siebten Lebensjahr, dem sogenannten *âge de raison*, von Ammen und Gouvernanten betreuen zu lassen³¹⁶. Zweitens komme hinzu, dass Maria im Rahmen der im 17. Jahrhundert üblichen Erziehungsmethoden durchaus Interesse an ihren Kindern zeigte, die abseits vom Hof in Saint-Germain aufwuchsen. Hierzu führt Dubost Briefe Marias an Ludwigs Gouvernante, Françoise von Montglat, an sowie Stellen aus dem Tagebuch des Leibarztes des Dauphins, Jean Héroard³¹⁷. Letzterem zufolge weinte der Dauphin sogar einmal bitterlich, als sich seine Mutter von ihm verabschiedete³¹⁸. Dubost führt außerdem eine Statistik aus Philippe Delormes »Marie de Médicis« (1998) an, wonach König Heinrich IV. zwischen 1602 und 1608 insgesamt 610 und Maria von Medici kaum weniger, nämlich 573 Tage mit ihren Kindern verbrachten³¹⁹.

Demzufolge ist also auch das Bild Marias als lieblose Mutter zu hinterfragen. Zweifelsohne belasteten die Temperamente Marias und Ludwigs, die beide nachweislich stur waren und zu Zornesausbrüchen neigten, ihre Beziehung zueinander³²⁰. Die Historiografen der Folgezeit führten aber allzu häufig den späteren Bruch zwischen der Mutter und dem Sohn auf die vermeintlich strenge, lieblose und demütigende Erziehung des Dauphins zurück und blendeten durch diesen reduzierenden, psychologisierenden Ansatz mögliche politische Erwägungen, die zum Zerwürfnis führten, völlig aus³²¹. Bedenkt man überdies, dass gerade das Argument der fürsorglichen Mutter ein Kernelement der politischen Legitimation Marias als Regentin war und als solches auch ihre politischen Ambitionen nach der Volljährigkeit ihres Sohnes immer wieder begründen sollte, so rüttelt eine solche Darstellung Marias als lieblose Mutter

³¹⁶ DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 146–148.

³¹⁷ Ibid., S. 149–151.

³¹⁸ Jean HÉROARD, Journal de Jean Héroard, hg. von Madeleine FOISIL, 2 Bde., Paris 1989, hier Bd. 1, S. 449 u. DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 150.

³¹⁹ Ibid., S. 891, Anm. 51.

³²⁰ Maria von Medici war sich ihres cholерischen Charakters durchaus bewusst, siehe ibid., S. 309f. Zum Charakter Ludwigs XIII. vgl. außerdem PETITFILS, Louis XIII, Bd. 1, S. 53–57 u. MALETTKE, Richelieu, S. 138.

³²¹ Dubost führt diese Deutung auf Richelieu zurück, der Heinrich IV. posthum folgende Aussage gegenüber seiner Frau in den Mund legte: »D'une chose vous puis-je assurer, qu'étant de l'humeur que je vous connais, et prévoyant celle dont il [Louis XIII] sera, vous entière, pour ne pas dire tête, Madame, et lui opiniâtre, vous aurez assurément maille à départir ensemble«, zit. in DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 151.

4. Institutionalisation und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

in der Historiografie an den Grundfesten des Bilds, das sie von sich für die Zeitgenossen und die Nachwelt hatte verewigen wollen³²².

4.3.2 Die verschwenderische Königin

Im Zuge der steigenden Beliebtheit alltagsgeschichtlicher Detailstudien um die Wende zum 20. Jahrhundert wurden auch Marias Fähigkeiten als Wirtschaftlerin zunehmend unter die Lupe genommen. Der finanzielle Aspekt war im bürgerlichen Selbstverständnis zentral, weil sich diese Klasse durch Erwerbstätigkeit ihre gesellschaftliche Position und ihren Status erarbeitet hatte. Auch hier war die Rollenaufteilung innerhalb der ehelichen Gemeinschaft klar: Der Mann war der Erwerber und die Frau die Erhalterin des ideellen und monetären Kapitals der Familie³²³. Dieser mentalitätsgeschichtliche Hintergrund der Autoren erklärt auch – zumindest teilweise – warum der Topos der verschwenderischen Königin, wenngleich schon im Ancien Régime immer wieder angeführt, so eine zentrale Bedeutung im Bild Marias im ausgehenden 19. Jahrhundert einnahm. Die historiografische Ausarbeitung dieses Aspekts war zudem durch die neue Quellenlage bedingt, die eine Offenlegung der Finanzen Marias möglich machte.

In der Tat wurden die einschlägigen Unterlagen über die Ausgaben und die Haushaltsführung der Mediceerin erst im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert erschlossen und zugänglich gemacht³²⁴. Was vorher als austauschbarer herrscherinnenfeindlicher Topos galt – man denke hier an die Kritik der Revolutionäre am extravaganten Lebensstil von Marie-Antoinette – konnte nun im Hinblick auf Maria geschichtswissenschaftlich vertieft und begründet werden. Dieses Thema nahm sich ebenfalls hauptsächlich Louis Batiffol an. Er befasste sich eingehend damit in der »Vie intime« (1906) und widmete ihm im selben Jahr einen Aufsatz in der »Revue des deux mondes« mit dem Titel »Les finances de Marie de Médicis«³²⁵. Eine umfassende Untersuchung der Finanzen unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. stand, wie Batiffol

³²² Vgl. hierzu CRAWFORD, *Perilous Performances*, S. 65–79.

³²³ FREVERT, Einleitung, S. 12.

³²⁴ Louis BATIFFOL, *La maison de Marie de Médicis*, in: *Revue de Paris* 2 (1905), S. 571–597, hier S. 571, Anm. 1. Der Aufsatz zum Haushalt Marias von Medici wurde von Batiffol als drittes Kapitel des ersten Bands seiner Monografie übernommen, siehe DERS., *La vie intime*, Bd. 1, S. 134–191.

³²⁵ Der Aufsatz ist eine fast wörtliche Übernahme des einschlägigen Abschnittes über die Finanzen Marias im zweiten Teil von »*La vie intime d'une reine de France*«, siehe *ibid.*, Bd. 2, S. 145–217.

selbst betonte, am Anfang des 20. Jahrhunderts noch aus, weshalb er seine Studien zu den Finanzen der Mediceerin als bruchstückhafte Grundlagenforschung betrachtete³²⁶. Für die Zwecke seiner Untersuchung sah der Historiker Marias Rechnungen und Belege ein, die in der Bibliothèque nationale im Bestand der Cinq-Cents Colbert aufbewahrt werden, sowie Budgetaufteilungen und Rechenschaftsberichte über die Staatsfinanzen des frühen 17. Jahrhunderts im Archiv des Außenministeriums. Hinzu kam der Bericht über die Generalstände von 1614 von Florimond Rapine (1579?–1646), der damals als Vorsitzender des Rechnungshofes von Nevers und Abgeordneter des dritten Stands Mitglied dieser Versammlung gewesen war.

Batiffol zeichnete das Bild einer maßlos verschwenderischen Königin, die nicht zuletzt aufgrund einer unbändigen Leidenschaft für Edelsteine ihresgleichen unter den französischen Herrscherinnen gesucht habe³²⁷. Diese Vorliebe soll der wesentliche Grund für ihre Überschuldung gewesen sein, denn, wie Batiffol in folgender Aufzählung zu verdeutlichen suchte: »Perles, diamants, surtout, rubis, émeraudes, saphirs, turquoises, Marie de Médicis a voulu acquérir toutes les pierres précieuses à profusion«³²⁸. Zwar wandte er selbst ein, dass der Erwerb von Edelsteinen durchaus als Geldanlage zu verstehen sei, doch betonte er den Exzess Marias, die in seinen Augen »a passé la mesure et des précautions et des nécessités princières«³²⁹. Süssisant fügte er daher hinzu, dass ein Historiker anhand der Rechnungen Marias höchstwahrscheinlich eine genaue Liste der gesamten Pariser Juweliere des frühen 17. Jahrhunderts erstellen könne³³⁰.

Demgegenüber lobte Batiffol die vorausschauende Sparsamkeit Heinrichs IV., die in dieser bürgerlich-kapitalistischen Interpretation das positive Gegenteil zu den erhöhten Ausgaben der Mediceerin darstellte. Auch in diesem Punkt wird also der Mechanismus deutlich, in dem die scheinbaren Verfehlungen Marias der Hervorhebung positiver Eigenschaften Heinrichs IV. dienen. Der erste Bourbonenherrscher wurde als weise wirtschaftender König verherrlicht, der gewissenhaft mit den Finanzen des Reichs umgegangen sei und die Ausgaben seiner Frau streng geregelt und überwacht habe³³¹. Er stellte demzufolge das Ideal bürgerlicher Sparsamkeit und bedachter Geldverwaltung dar.

³²⁶ DERS., *Les finances de Marie de Médicis*, in: *Revue des deux mondes* 33 (1906), S. 166–198, hier S. 167.

³²⁷ Vgl. DERS., *Marie de Médicis et les arts* (1^{re} partie), S. 442–445.

³²⁸ *Ibid.*, S. 445.

³²⁹ *Ibid.*, S. 444.

³³⁰ *Ibid.*

³³¹ Vgl. u. a. DERS., *Les finances*, S. 167–171 u. DERS., *La vie intime*, Bd. 2, S. 148: »Parcimonieux par sa nature, préoccupé avec Sully de maintenir la plus grande régularité

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Die Ausgaben seiner Frau wirkten im Kontrast dazu noch maßloser und unüberlegter. Batiffol sprach von ihren »goûts exagérés« und »dépenses inconsidérées«³³² und führte fast schon leitmotivisch in Superlativen ihre jährlich steigenden Ausgaben an³³³. Aus dem bürgerlichen Interpretationshintergrund Batiffols schockierte den Historiker außerdem Marias unbedachter Umgang mit dem Geld, denn sie »ne prévoyait rien, dépensait inconsidérément et semblait insouciant de l'avenir«³³⁴. Noch schlimmer als die hohen Ausgaben war in Batiffols Augen allerdings Marias stete Überschuldung. Um Abhilfe zu schaffen, soll sie auf zahlreiche kreative, doch auch unlautere Mittel zurückgegriffen haben³³⁵. Sie soll etwa Sully und ihren Onkel Ferdinand um Geld gebeten haben – worüber »Henri IV, informé, en conçut une grande irritation et de la honte«³³⁶ –, investierte in ein Kriegsschiff und verschiedene Handelsschiffe, verkaufte Wertgegenstände, bat ihren Mann um die Schaffung neuer, zu versteuernder Ämter und lieh sich von zahlreichen Bankleuten und Bekannten Geld³³⁷.

Batiffol zufolge wurde Marias Verschwendungssucht nur noch schlimmer, als sie Regentin wurde, was er durch die implizit misogynen Prämisse erklärte, dass ihr Mann als regulierende Instanz nicht mehr lebte. So sei Maria nun nicht nur Herrin des Landes gewesen, sondern habe auch uneingeschränkten Zugang zu dessen finanziellen Ressourcen besessen³³⁸. Batiffol distanzierte sich von dem in der Historiografie geäußerten Vorwurf gegen Maria, sie hätte die von ihrem Mann mühsam sanierte Staatskasse aufgrund ihrer teuren Kompromisspolitik mit dem Adel wieder geleert. Sein Schluss, gestützt auf Rechnungsbe-

dans ses finances, Henri IV prit des mesures pour que le budget de la reine fût tenu avec une extrême exactitude«.

³³² Beide Zitate in DERS., *Les finances*, S. 170. Vgl. auch DERS., *La vie intime*, Bd. 2, S. 145: Batiffol beschrieb Maria als »[f]astueuse dans ses goûts et dépensière«; DERS., *Louis XIII à 20 ans*, S. 325: »fantaisies dispendieuses«.

³³³ DERS., *Les finances*, S. 170: »dépense exorbitante«; DERS., *Louis XIII à 20 ans*, S. 325: »achats excessifs«.

³³⁴ DERS., *Les finances*, S. 196. Er konnte indes nachweisen, dass Maria von Medici auch Geld zur Seite gelegt hatte. Diese Entdeckung betrachtete er als »[s]ingulier épilogue de l'existence royale d'une régente dépensière, toute adonnée aux prodigalités inconsidérées et aux gaspillages insoucians, que cette velléité dernière de prévoyance bourgeoise, d'économies et de placements!« (S. 198).

³³⁵ *Ibid.*, S. 175, 183.

³³⁶ *Ibid.*, S. 174.

³³⁷ *Ibid.*, S. 172–183.

³³⁸ *Ibid.*, S. 170: »Devenue maîtresse de l'État, Marie de Médicis ne comptera plus guère, puisqu'elle a les moyens royaux d'inventer des recettes et à partir de ce moment les excédents grandiront à vue d'œil«.

lege von Juwelieren und Goldschmieden, war jedoch weitaus schwerwiegender, denn er führte das staatliche Finanzdefizit ab 1610 nicht auf öffentliche, sondern auf private Ausgaben der Mediceerin zurück³³⁹. Damit untermauerte er den alten Vorwurf gegen sie, zu Lasten Frankreichs stets ihre eigenen Interessen verfolgt zu haben, und sprach hierbei sogar von einem Millionendefizit in der Staatskasse³⁴⁰. Den Gipfel der egoistischen und zerstörerischen Habgier Marias verortete Batiffol in deren »Plünderung« der Staatskasse der Bastille, in der die Errungenschaften der sparsamen Finanzpolitik Heinrichs IV. und Sullys lagerten – ihm zufolge fünf Millionen Livre³⁴¹. Auch Berthold Zeller hatte ein paar Jahre zuvor auf den Topos der geldgierigen Maria rekuriert und beschrieb sie anlässlich des Rücktritts des Finanzministers Sully im Januar 1611 wie folgt: »La fille des banquiers de Florence ne voulait être distraite par aucune importunité de son avide contemplation des sacs d'or amoncelés. Ce jour-là, Marie de Médicis mit la main sur de puissants ressorts dont elle n'allait pas tarder à faire l'usage le plus maladroit et le plus funeste«³⁴².

Die hier angeführten Beispiele bestätigen die bereits von Dubost in seiner Biografie Marias geäußerte Annahme, dass der historiografische Topos der verschwenderischen Königin vorrangig Ausdruck eines bürgerlich-misogynen Vorurteils ist, demzufolge Frauen das Geld ihrer Gatten maßlos verschwenden. Die Historiker hätten dabei allerdings, so weiter Dubost, nicht berücksichtigt, dass die sparsame Finanzpolitik Heinrichs IV. und Sullys einem traditionellen mittelalterlichen Verständnis entsprach und Maria, die nebenher noch viel Geld in Mobiliar, Kunst und Schmuck für private Zwecke investiert hatte, einem seit der Renaissance sich wandelnden fürstlichen Selbstverständnis folgte. Hinzu komme, dass Marias Ausgaben und Finanzverhalten keineswegs einzigartig waren, vergleicht man sie mit vorherigen Herrscherinnen und den allgemein steigenden Ausgaben für das Hofleben ab 1600³⁴³.

339 Ibid., S. 170, 190f.

340 Ibid., S. 190: »Or, dépassant toujours ses disponibilités d'une façon considérable, la reine a été chaque année, d'une manière constante, au-delà de ses ressources; la moyenne de ses dépenses s'est élevée: [...] un million de déficit!«

341 Ibid., S. 194f.

342 ZELLER, Marie de Médicis et Sully, S. 223.

343 DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 174–176. Ganz allgemein zu den Finanzen Marias von Medici bei Dubost sei zudem auf das Kapitel »Une reine désargentée« verwiesen (S. 168–184).

4.3.3 Bildnis eines mittleren Charakters

In seiner romanhaften Biografie der Königin Marie-Antoinette (1932) interpretierte Stefan Zweig diese als »mittlere[n] Charakter, eine eigentlich gewöhnliche Frau, nicht sonderlich klug, nicht sonderlich töricht, nicht Feuer und nicht Eis, ohne besondere Kraft zum Guten und ohne den geringsten Willen zum Bösen, die Durchschnittsfrau von gestern, heute und morgen, ohne Neigung zum Dämonischen, ohne Willen zum Heroischen«³⁴⁴. Diese Beschreibung ähnelt dem Bild, das im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert von ihrer Vorgängerin Maria von Medici ausgearbeitet wurde. Ein ganz ähnlicher Mediokritätstopos zog sich nämlich damals durch deren Rezeption, bei der das bislang in der Historiografie mehrheitlich tradierte Bild der amoralischen, leidenschaftlichen und machtgierigen Herrscherin zunehmend durch das der trägen, gewöhnlichen, desinteressierten, bequemlichen und dummen Königin ersetzt wurde.

Dieser Befund ist zunächst rein begrifflich nachweisbar. Ab den 1870er Jahren tritt gehäuft die Verwendung des Adjektivs »médiocre« in der einschlägigen Literatur auf. Batiffol beschrieb sie etwa als »créature [...] médiocre«³⁴⁵, Richelieus Biograf Gabriel Hanotaux bescheinigte ihr einen »esprit médiocre«³⁴⁶ und Perrens stellte sie als »femme médiocre qui n'aimait autour d'elle que la médiocrité« dar³⁴⁷. Auch diese Verschiebung ist sehr wahrscheinlich dem steigenden Einfluss bürgerlicher Konzepte in der Historiografie vor 1914 zuzuschreiben. Leistung und Betriebsamkeit galten als Kernaspekte des bürgerlichen Selbstverständnisses, wenngleich die Anforderungen je nach Geschlecht unterschiedlich waren³⁴⁸.

Die Mittelmäßigkeit Marias äußerte sich laut vielen Autoren in einer gewissen Leidenschaftslosigkeit, nicht zuletzt in ihrer Alltagsgestaltung. Batiffol beschrieb sie als durchschnittliche, uninteressante und uninteressierte Person, denn »les choses sérieuses comme la lecture ne sont pas très de son

³⁴⁴ Stefan ZWEIF, Marie-Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters [1932], Frankfurt a. M. 2012, S. 8.

³⁴⁵ BATIFFOL, Louis XIII à 20 ans, S. 343.

³⁴⁶ HANOTAUX, Marie de Médicis (1^{re} partie), S. 767 u. DERS., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 65. Siehe auch FOUQUERAY, Le Père Jean Suffren, S. 85: »la médiocrité de son esprit [...] avaient égaré la femme, la régente, la veuve d'un grand roi«.

³⁴⁷ François-Tommy PERRENS, L'Église et l'État en France sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis, 2 Bde., Paris 1872, hier Bd. 2, S. 441.

³⁴⁸ Vgl. SCHULZ, Lebenswelt und Kultur des Bürgertums, S. 21f. Eine in der Bürger-tumsforschung häufig angeführte Aussage aus einer Ausgabe des »Journal des débats« von 1847 besagt: »La bourgeoisie n'est pas une classe, c'est une position; on acquiert cette position, on la perd. Le travail, l'économie, la capacité la donne; le vice, la dissipation, l'oisiveté la font perdre«, zit. n. DAUMARD, Les bourgeois, S. 129.

fait«³⁴⁹, darüber hinaus habe sie die Musik »sans passion«³⁵⁰ geliebt und »d'autres distractions moins relevées« bevorzugt³⁵¹. Er untersuchte in diesem Zusammenhang besonders ihre Frömmigkeit eingehend³⁵² und charakterisierte diese als mechanische Pflichterfüllung ohne persönliche Ausprägung oder Interesse für theologische Inhalte³⁵³. Er bezeichnete Maria daher als »croyante, mais sa foi n'est ni éclairée, ni épurée, ni ardente«³⁵⁴.

Diese Leidenschaftslosigkeit führten die Autoren außerdem zunehmend als Erklärung an, um sie von Gerüchten über vermeintliche Affären freizusprechen, wie sie besonders in der republikanischen Historiografie der Mitte des 19. Jahrhunderts im Umlauf gewesen waren. Gabriel Hanotaux zufolge mache nämlich gerade Marias Trägheit und Körperfülle eine leidenschaftliche Affäre mit ihrem Günstling Concini schwer vorstellbar³⁵⁵. Auch Batiffol wies die Gerüchte von Liebschaften mit Concini und Richelieu aufgrund dieser Prämisse ab, denn: »D'un tempérament très froid, la reine était insensible aux sentiments qu'elle eût pu provoquer et trop peu imaginative pour suppléer à l'insuffisance de sa nature, rien moins qu'ardente, par les rêves romanesques d'un esprit désœuvré«³⁵⁶. Ganz allgemein kann ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert also ein

³⁴⁹ Louis BATIFFOL, *La journée de Marie de Médicis (fin)*, in: *Revue de Paris* 4 (1904), S. 57–74, hier S. 58.

³⁵⁰ *Ibid.*, S. 60.

³⁵¹ *Ibid.*, S. 60f.

³⁵² In »Marie de Médicis« umfasst die Untersuchung ihrer Frömmigkeit zehn Seiten und damit fast ein Fünftel des Aufsatzes, vgl. DERS., *Marie de Médicis*, S. 262–271. Vgl. hierzu auch DERS., *La vie intime*, Bd. 1, S. 55–67; DERS., *La journée (1^{re} partie)*, S. 522f.

³⁵³ DERS., *Marie de Médicis*, S. 271: »Gestes convenus, formalités traditionnelles inhérentes à la charge royale, que l'absence de note personnelle gracieuse ou émue rend caractéristique de la souveraine froide et tout extérieure qu'a été Marie de Médicis!...«

³⁵⁴ DERS., *La journée (1^{re} partie)*, S. 522.

³⁵⁵ Vgl. HANOTAUX, *Marie de Médicis (1^{re} partie)*, S. 763–765 u. DERS., *Histoire du cardinal de Richelieu*, Bd. 2/1, S. 59–62.

³⁵⁶ BATIFFOL, *La vie intime*, Bd. 1, S. 52 u. DERS., *Louis XIII à 20 ans*, S. 576. Batiffol ging in seinem Aufsatz »Le coup d'État du 24 avril 1617« (1907), dessen Ergebnisse er später in der Monografie »Le roi Louis XIII à 20 ans« (1910) aufgriff, sogar so weit zu behaupten, dass Maria »détestait Concini; ses sentiments à l'égard du maréchal furent toujours antipathiques et irrités«, in DERS., *Le coup d'État du 24 avril 1617 (1^{re} partie)*, in: *Revue historique* 95 (1907), S. 292–308, hier S. 300f. u. DERS., *Louis XIII à 20 ans*, S. 10. Die Ermordung des Florentiners, die den politischen Sturz Marias einleitete, bezeichnete Batiffol daher als »aventure politique étrange dont elle se trouvait être la principale victime plutôt qu'elle n'en avait été la cause entièrement responsable« (S. 293).

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

deutlicher Rückgang des Vorwurfs möglicher Affären Marias aufgrund des in ihrer Rezeption aufkommenden Mediokritätstopos festgestellt werden³⁵⁷.

Zu dieser Mittelmäßigkeit gehörte für die Autoren jedoch nicht nur Leidenschaftslosigkeit, sondern auch Dummheit und Trägheit. Jean-Hippolyte Mariéjol bezeichnete die Herrscherin als »inintelligente et paresseuse«³⁵⁸, und Louis Batiffol hob hervor, dass man ihren Porträts entnehmen könne, dass sie die mangelnde Intelligenz ihrer Mutter und die Borniertheit ihres Vaters geerbt habe³⁵⁹. Zeller bezeichnete sie wiederum schlichtweg als Schwätzerin³⁶⁰. Den Zeitgenossen Marias warf Batiffol außerdem vor, die Vorzüge ihres Äußeren zu sehr besungen und ihre geistigen Defizite verschwiegen zu haben, die sich jedoch später deutlich in ihren politischen Entscheidungen niedergeschlagen hätten³⁶¹. Auch Gabriel Hanotaux zeichnete in seiner Richelieu-Biografie das niederschmetternde Bild einer unfähigen, stumpfsinnigen und apathischen Regentin³⁶². Ihm zufolge erklärten diese Wesenszüge auch die Abkehr von der Politik Heinrichs IV., denn die Trägheit der Regentin soll sich lähmend auf den ganzen Ministerrat ausgewirkt haben³⁶³. Auch Eusèbe Pavie führte Marias Unfähigkeit an, mit starker Hand die von ihr 1619 angeführte Rebellenfaktion

³⁵⁷ Neben den bereits angeführten Beispielen vgl. auch MARIÉJOL, *Histoire de France*, Bd. 6/2, S. 178; ZELLER, *Henri IV et Marie de Médicis*, S. 39.

³⁵⁸ MARIÉJOL, *Histoire de France*, Bd. 6/2, S. 177.

³⁵⁹ BATIFFOL, *Marie de Médicis*, S. 232 u. DERS., *La vie intime*, Bd. 1, S. 11f.: »Mais hélas! de la mère elle gardait l'intelligence insuffisante et du père aussi la volonté tenace, deux traits qui, réunis, ne donnent que de l'entêtement. Gracieuse, aimable, souriante, Marie était une princesse dont le regard et le front annonçaient une personne un peu bornée et têtue; on s'en rendit compte de bonne heure«.

³⁶⁰ Berthold ZELLER, *Louis XIII. Marie de Médicis, Richelieu ministre. Étude nouvelle d'après les documents florentins et vénitiens*, Paris 1899, S. 1.

³⁶¹ Vgl. BATIFFOL, *Marie de Médicis*, S. 255–257 u. DERS., *La vie intime*, Bd. 1, S. 46f.

³⁶² HANOTAUX, *Marie de Médicis (1^{re} partie)*, S. 759f. u. DERS., *Histoire du cardinal de Richelieu*, Bd. 2/1, S. 53f.: »Ce n'était pas une Catherine de Médicis. Elle n'avait, de celle-ci, ni l'intelligence, ni l'activité, ni le goût des affaires. Elle apparut bientôt comme une femme [...] de moyens médiocres, paresseuse et obstinée, [...] attachée sans réflexion et sans fidélité, à ses habitudes et à ses préjugés. Comme il arrive aux natures médiocres que l'urgente nécessité ne presse pas, elle dirigea peu sa vie et conduisit les affaires du pays autant au moins, avec ses défauts qu'avec ses qualités. Au début elle ne se sépara pas des hommes expérimentés choisis par le feu roi. Mais, peu à peu, elle versa dans le favoritisme où son indolence était portée naturellement«. Siehe außerdem *ibid.*, Bd. 2/2, S. 226: »femme de matière si lourde et d'esprit si court«.

³⁶³ Vgl. DERS., *Marie de Médicis (1^{re} partie)*, S. 767–770 u. DERS., *Histoire du cardinal de Richelieu*, Bd. 2/1, S. 65–69, insb. S. 767 bzw. 65: »Rendre des comptes à un esprit médiocre est une servitude qui dégrade les plus nobles esprits. La véritable capacité doute d'elle-même, hésite, chancelle et se perd, dans cette lutte obscure, chaque jour renouve-

gegen ihren Sohn zusammenzuhalten³⁶⁴. Diese Inkompetenz, die auch für Pavie im Wesentlichen durch Trägheit bedingt war, führte er symptomatisch am Beispiel der Niederlage Marias vor den Toren von Angers am 7. August 1620 aus³⁶⁵. Diese Schlacht bei Les Ponts-de-Cé soll deshalb stattgefunden haben, weil Maria gegen 11 Uhr noch nicht aus ihrer allmorgendlichen Lethargie erwacht gewesen sei und somit den Friedensvorschlag ihres Sohnes buchstäblich verschlafen habe³⁶⁶. Die Faulheit und Trägheit der Königinmutter, die Pavie als »la paresseuse, la stagnante et la somnolente Marie de Médicis«³⁶⁷ bezeichnete, zieht sich leitmotivisch durch sein Werk und diente ihm als Erklärung für Marias militärisches und politisches Debakel³⁶⁸.

Die Körperfülle der Mediceerin, über die sich vor allem in der Mitte des 19. Jahrhunderts Michelet und Dumas abfällig ausgelassen hatten, wurde in der Historiografie des ausgehenden 19. Jahrhunderts als äußerer, symptomatischer Ausdruck der angeblichen geistigen Trägheit Marias gewertet. Hanotaux beschrieb sie als »reine lourde, massive, boudeuse et peu caressante, cherchant toujours une distraction, un conseil, une impulsion extérieure capable de la

lée. C'est ainsi qu'on vit le mérite des illustres ministres de Henri IV se transformer, sous la régence, en une impuissante pusillanimité«.

364 Vgl. PAVIE, *La guerre*, S. 302f.

365 Die Schilderung der Schlacht nimmt einen großen Teil der Darstellung ein – fast hundert Seiten! – und zeugt von Pavies Willen, die Geschehnisse bis ins kleinste Detail zu ergründen, vgl. *ibid.*, S. 415–510. In einer zweiseitigen Fußnote führte er alle Quellen an, die seit 1620 von diesem Ereignis berichten (S. 413f.). Am Ende der Darstellung ließ er außerdem den Schlachtbericht von Louis de Marillac abdrucken (S. 671–687). Die Schlacht vor den Toren von Angers ging in die *Annales* als »drôlerie des Ponts-de-Cé« ein, weil zahlreiche Truppenkontingente der Rebellenarmee desertierten oder gar nicht erst zur Schlacht erschienen, was das Vorrücken Ludwigs XIII. zu einem militärischen Spaziergang machte.

366 *Ibid.*, S. 451: »[V]ers onze heures, la paresseuse, la stagnante et la somnolente Marie de Médicis n'avait pas encore secoué son interminable léthargie de la matinée quand, pour réveiller les échos de ses antichambres désertées, il fallut les allées et venues de Richelieu et des ambassadeurs du nonce [...]. Et lorsqu'enfin la reine-mère ouvrit les yeux pour laisser tomber de sa main engourdie le paraphe qui ne devait, hélas! arriver que si tard [...], un courant continu s'était établi depuis longtemps entre les deux garnisons d'Angers et des Ponts-de-Cé«.

367 *Ibid.*

368 Er sprach außerdem von ihrem »phlegme olympien«, *ibid.*, S. 548, u. ihrem »phlegme majestueux qui était, pour ainsi dire, son Olympe et son Louvre, et où elle se réfugiait comme dans l'atmosphère la plus propice à la respiration de son orgueil«, *ibid.*, S. 570.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

tirer de son indolence«³⁶⁹. Pavier brachte außerdem mit dem Begriff ihrer »placidité massive«³⁷⁰ bildhaft die Verbindung geistiger und körperlicher Schwerfälligkeit zum Ausdruck. So auch Perrens, der sie als »épaisse d'esprit autant que de corps« beschrieb³⁷¹.

Der auf Maria angewandte Mediokritätstopos in der französischen Historiografie der Jahrhundertwende stand bei den hier untersuchten Historikern stets im Kontrast zum »génie« des Prinzipalministers³⁷². Genialität und Mediokrität begegneten sich somit angeblich an der Spitze des Staates. Marias Trägheit und ihr Bedürfnis nach Anleitung erkläre also den Aufstieg des ehrgeizigen Bischofs von Luçon³⁷³. Die angeblich unbedarfte und ignorante Maria wird in ihrer Beziehung zum Kardinal von Mariéjol sogar regelrecht infantilisiert, um das ungleiche Kräfteverhältnis zu verdeutlichen. So erfährt der Leser, dass Richelieu, gleich einem Lehrer, der es mit einem Schulkind zu tun hat, »envoyait Marie réciter au Roi les leçons de politique extérieure qu'il lui faisait«³⁷⁴.

Maria fand also auch nach 1876 in der stark von bürgerlichen Werten geprägten Interpretation keine Gnade vor den Historikern. Sie galt als lieblose Mutter, verschwenderische Wirtschaftlerin und apathische, leidenschaftslose – wenn gleich unberechenbare – und mittelmäßige Persönlichkeit. Zugleich vollzog sich durch diese bürgerliche Perspektive eine Verschiebung, die im frühen 20. Jahrhundert in den Ausführungen von Batiffol gipfelte: Maria wurde nicht mehr vorrangig als Herrscherin von Frankreich, sondern wie eine bürgerliche Hausfrau in ihrem privaten Umfeld beurteilt. Diese im bürgerlichen Zeitalter historiografisch vorgenommene Verdrängung Marias aus der politischen Vergangenheit des Landes spiegelte den bürgerlichen Anspruch an die gesellschaftliche Stellung der Frau wider. Diese sollte im Hintergrund für das Allge-

369 HANOTAUX, Marie de Médicis (suite et fin), S. 135 u. DERS., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 125. Hanotaux thematisierte aus diesem Grund häufig Marias Körperfülle. Er sprach u. a. von ihren »formes opulentes et [...] carnations savoureuses«, ibid., S. 52 u. DERS., Marie de Médicis (1^{re} partie), S. 758; von »sa figure empâtée«, ibid., S. 763 u. DERS., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 59 und schließlich von ihrer »beauté traînante et lourde, abandonnée en des poses nonchalantes«, ibid.

370 PAVIE, La guerre, S. 539.

371 PERRENS, L'Église et l'État, Bd. 1, S. 368.

372 LAUGEL, Le duel, S. 349; PERRENS, L'Église et l'État, Bd. 2, S. 441.

373 Vgl. MARIÉJOL, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 220f.: »Richelieu [...] commandait à sa maison en maître«, S. 223: »Tout le monde savait qui l'avait poussée« oder auch S. 224: »Mais Richelieu l'empêchait de se perdre en ces intrigues«.

374 Ibid., S. 221.

meinwohl wirken und galt als moralischer Mittelpunkt der Familie und damit, in Erweiterung, der Nation. Um dies zu legitimieren, wurde nahtlos an die frauenfeindlichen Inhalte angeknüpft, die seit Richelieu über Maria von Medici tradiert und in den nationalromantischen Metanarrativen der Mitte des 19. Jahrhunderts verfestigt worden waren. Ihre Politik wurde in diesem Sinne monokausal auf angeblich typisch weibliche Regungen reduziert und die Mediceerin zur Verkörperung aller möglichen, vermeintlich weiblich bedingten Fehlritte in der Ausübung eines öffentlichen Amtes erklärt.

Diese bei Maria von Medici festgestellte Verdrängung aus der ›großen‹, politischen Geschichte deckt sich überdies mit dem Befund der Geschlechterforschung, wonach am Ende des 19. Jahrhunderts, zusammen mit dem Siegeszug der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung, weibliche historische Figuren zunehmend aus den Geschichtsbüchern verschwanden³⁷⁵. So vermutete Susan M. Stuard anhand der von ihr untersuchten Protagonistinnen des französischen Mittelalters, dass: »the barrier between the public and the private spheres, which characterized fin de siècle French society, became an organizing criterion for historical scholarship«³⁷⁶. Stuard zufolge befassten sich die Historiker des ausgehenden 19. Jahrhunderts bevorzugt mit dem Wirken der Männer im politischen Leben, da es hierzu – anders als über den der Frau zugeschriebenen privaten Raum – verbürgte Quellen gab, die man mit dem entsprechenden propädeutischen Material empirisch untersuchen konnte. Sie distanzieren sich damit von den Romantikern, die das Leben und die Gefühle weiblicher Protagonistinnen der Geschichte gern literarisch ausgeschmückt hatten³⁷⁷. Wenngleich sich diese Verschiebung sicher nicht völlig auf Maria von Medici übertragen lässt, die als Regentin auch in der Öffentlichkeit wirkte, so macht Stuards Feststellung dennoch eine historiografische Tendenz des ausgehenden 19. Jahrhunderts deutlich, in die sich die in diesem Zeitraum verstärkt betriebenen Studien zu Marias ›Privatleben‹ einordnen lassen.

4.4 Eine fremde Einflussnahme auf den französischen Sonderweg

Die französische Nationalgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts war geprägt von dem Gedanken eines Sonderwegs, demgemäß der französische Geist zugleich Vorbild für die anderen Nationen sein sollte. Dies war ein Kern-

³⁷⁵ OPITZ-BELAKHAL, Geschlechtergeschichte, S. 171f. u. Susan Mosher STUARD, Fashion's Captives: Medieval Women in French Historiography, in: DIES. (Hg.), Women in Medieval History & Historiography, Philadelphia 1987, S. 59–80, insb. S. 68f.

³⁷⁶ Ibid., S. 68.

³⁷⁷ Ibid.

4. Institutionalisation und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

gedanke der nationalromantischen Metanarrative, den die Republikaner ab 1876 zunehmend zu verfestigen suchten. Das 17. Jahrhundert galt ihnen als Zeitalter der Emanzipation des Nationalgeistes schlechthin, weil dieser sich damals von fremden Einflüssen zu lösen begonnen habe, um dann in voller Pracht unter der Herrschaft Ludwigs XIV. zu erstrahlen. Besonders deutlich glaubten die Historiker diese Ausprägung und Durchsetzung des französischen Geistes im Hinblick auf das 17. Jahrhundert in der Kunst in Form des *style classique* und im religiösen Bereich im Gallikanismus zu erkennen. Doch welche Rolle sollte der aus Italien gebürtigen Großmutter Ludwigs XIV. in dieser Interpretation zugeschrieben werden?

4.4.1 Die missachtete Mäzenin im konstruierten Gegensatz »style classique« versus »style baroque«³⁷⁸

Besonders augenfällig in der Historiografie der Dritten Republik ist je nach Historiker entweder das völlige Ausblenden der Rolle Marias von Medici als Kunstmäzenin oder die Negierung eines jeglichen Einflusses ihrerseits auf die Künste³⁷⁹. Die Herrscherin passte nämlich in zweierlei Hinsicht nicht in die republikanische Deutung des 17. Jahrhunderts. Dies wird im Vulgarisierungswerk »La fleur des histoires françaises« deutlich, das Gabriel Hanotaux 1912 für die Jugend verfasste. Darin bezeichnete er das 17. Jahrhundert als »siècle français par excellence«³⁸⁰, denn mit dem sogenannten *âge classique* habe die Blütezeit des französischen Geistes begonnen³⁸¹. Das Erreichen dieses Reifegrads schrieb er der »succession de ces deux natures exceptionnelles [Henri IV et Richelieu] [...] au gouvernement de la France« zu³⁸². Die Aussage ist symptomatisch für das patriotische Kunstverständnis der Jahrhundertwende, das den *style classique* als überlegene, französische, männlich geprägte Kunstrichtung

³⁷⁸ Es werden bewusst die französischen Begriffe für diese beiden Kunstrichtungen verwendet, weil sich die deutschen Begriffe des Barock und Klassizismus auf teils andere ästhetische Referenzsysteme beziehen.

³⁷⁹ Nur wenige, darunter Zeller, sprachen Maria einen solchen Einfluss zu, was er allerdings als »la véritable, presque la seule gloire de la fille des Médicis« erachtete, siehe ZELLER, Henri IV et Marie de Médicis, S. 40. Damit wertete er ihr künstlerisches Wirken zwar auf, rückte aber ihr politisches Werk in ein schlechtes Licht.

³⁸⁰ HANOTAUX, La fleur des histoires françaises, S. 190.

³⁸¹ Vgl. *ibid.*, S. 185f. Hanotaux widmete dem *âge classique* ein eigenes Kapitel, vgl. S. 183–201.

³⁸² *Ibid.*, S. 188.

schlechthin betrachtete. Maria, eine Frau und Fremde, obgleich eine florentinische Medici, passte nicht in dieses kunsthistorische Metanarrativ hinein.

Die nationalhistorische Deutung der Kunst des 17. Jahrhunderts

Henry Lemonnier (1842–1936), einer der führenden französischen Kunsthistoriker der Jahrhundertwende³⁸³, kann zu Recht als derjenige gelten, der die einleitend angeführte Interpretation am prominentesten vertrat und am meisten zu deren Verbreitung beitrug. Der 1889 zum Assistenten von Ernest Lavisse an der Sorbonne ernannte Historiker legte in seinen Vorlesungen zum Ancien Régime an der prestigeträchtigsten französischen Universität zusehends einen Schwerpunkt auf kunsthistorische Themen. Aus diesem Grund wurde er 1899 zum ersten Professor des an der Sorbonne neugegründeten Lehrstuhls für Kunstgeschichte berufen. Den Höhepunkt seiner Karriere erreichte er 1913, als er zum Mitglied der Académie des beaux-arts gewählt wurde.

Seine Monografie »L'art français au temps de Richelieu et de Mazarin« (1893) – auch hier wieder eine sehr nationale und männerzentrierte Sicht auf die Kunstgeschichte – wurde mit dem Prix Marcelin Guérin ausgezeichnet. Die Académie française belohnte mit diesem Preis jährlich die Werke, die »paraîtraient les plus propres à honorer la France, à relever parmi nous les idées, les mœurs et les caractères, et à ramener notre société aux principes les plus salutaires pour l'avenir«³⁸⁴. Diese Ehrung macht also klar, dass die Studie Lemonniers von offizieller Seite vor allem deshalb gewürdigt wurde, weil sie über die kunsthistorischen Ausführungen hinaus nationale Werte hochhielt. Der Erfolg des Werks ist unbestreitbar, denn es wurde 1911 und 1913 erneut veröffentlicht und erreichte somit drei Auflagen vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Ergänzt wurde diese Darstellung zur französischen Kunst des 17. Jahrhunderts 1911 durch die Monografie »L'art français au temps de Louis XIV (1661–1690)«.

Lemonnier forderte als einer der ersten eine verstärkte Kontextualisierung von Kunst³⁸⁵, die er als ästhetischen Ausdruck einer sich historisch ausformen-

383 Vgl. hierfür den einschlägigen und ausführlichen Eintrag im »Dictionnaire critique des historiens de l'art«: Lyne THERRIEN, Henry Lemonnier, <http://www.inha.fr/fr/ressources/publications/publications-numeriques/dictionnaire-critique-des-historiens-de-l-art/lemonnier-henry.html?search-keywords=henry%20lemonnier> (14.1.2019).

384 Siehe o.V., Prix Marcelin Guérin, <http://www.academie-francaise.fr/prix-marcelin-guerin> (14.1.2019).

385 Vgl. Henry LEMONNIER, *L'art français au temps de Richelieu et de Mazarin*, Paris 1893, S. VI.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

den Nation verstand³⁸⁶. Wie es bereits der Titel postuliert, ging er also davon aus, dass es im 17. Jahrhundert einen nationaltypischen »art français« gegeben habe³⁸⁷. Der Historiker Mariéjol sprach im frühen 20. Jahrhundert ebenfalls von einem solchen »goût national«³⁸⁸, der sich in seiner Reinform mit Ludwig XIV. durchgesetzt habe. Der Gedanke, dass jedes Volk eine Seele habe, die ganz individuelle Züge vorweise, geht auf Philosophen und Autoren des 18. Jahrhunderts wie Montesquieu, Voltaire oder Vico zurück und wurde nicht zuletzt durch Herders nationalromantischen Begriff des »Volksgeistes« verbreitet.

Lemonnier arbeitete zwei Phasen der französischen Kunstgeschichte des 17. Jahrhunderts heraus³⁸⁹. Die ästhetisch sehr eklektische erste Phase von 1610 bis 1660, in der Frankreich noch von vielfältigen ausländischen Einflüssen geprägt gewesen sei, betrachtete er als notwendige Übergangsphase hin zur Rückbesinnung auf nationale Eigenschaften, die zur Hermetisierung der französischen Kunst geführt habe. Das Ergebnis dieser Erneuerung des französischen Geistes sah er dann ab 1660 in der für ihn typisch französischen Kunstrichtung des *classicisme* verwirklicht, die die europäische Hegemonie der italienischen Renaissance abgelöst habe.

Untersucht man Lemonniers Monografie genau, so fällt ein deutliches Ungleichgewicht auf. Maria von Medici wird fünfzehn Mal namentlich erwähnt. Dies ist deutlich weniger als Heinrich IV. mit dreiunddreißig Erwähnungen – man bedenke hierbei, dass er in dem von Lemonnier untersuchten Zeitraum bereits nicht mehr lebte – und neunundsechzig namentliche Erwähnungen für Richelieu. Bereits der rein quantitative Befund offenbart also, wie wenig Bedeutung der renommierte Kunsthistoriker der zweiten Medici-Herrscherin beimaß.

Andere Autoren folgten dieser Interpretation. So erwähnt Clarisse Bader Maria von Medici nicht in ihren Ausführungen über den kulturellen Einfluss französischer Frauen in der Geschichte. Mariéjol, der sich im Wesentlichen für seine kunsthistorischen Ausführungen auf Lemonnier bezog, blendete Maria ebenfalls weitestgehend aus und gab ein männerzentriertes Verständnis des Kunstwirkens wieder, demzufolge die erste Hälfte des Grand Siècle vorwiegend von Heinrich IV., Ludwig XIII., Richelieu und Mazarin geprägt worden war³⁹⁰. Allein Louis Batiffol widmete sich Marias Wirken als Kunstmäzenin in einem zweiteiligen Aufsatz, der 1905 und 1906 in der »Gazette des beaux-arts«

386 Vgl. *ibid.*, S. 1–6.

387 Er sprach auch von »notre art«, siehe *ibid.*, S. 71.

388 MARIÉJOL, *Histoire de France*, Bd. 6/2, S. 476.

389 Vgl. für die folgenden Ausführungen LEMONNIER, *L'art français*, S. 22–60.

390 Vgl. MARIÉJOL, *Histoire de France*, Bd. 6/2, S. 452–488.

erschien. Darin beschränkte er seine Untersuchung allerdings auf den Zeitraum ihrer Regentschaft³⁹¹. Sein Urteil fiel nicht minder streng aus, denn: »Elle n'a exercé aucune influence sur eux [les artistes de son temps]; l'art de la première moitié du XVII^e siècle, d'ailleurs si varié, ne lui doit rien. Trop peu douée pour imprimer une direction, elle a été la femme riche qui commande et paie ce qu'on lui donne«³⁹². Mit seiner kunsthistorischen Darstellung hatte Lemonnier also wesentlich zum Misskredit Marias als Kunstmäzenin beigetragen. Erst in den 1980er Jahren vollzog sich ein Umdenken, das im 21. Jahrhundert in eine positive Neubewertung ihres Kunstwirkens mündete. Unter der provokanten Bezeichnung des »siècle de Marie de Médicis« postulierten Forscher mitunter, dass Richelieu als Mäzen hinsichtlich der engen Verbindung von Kunst und Macht viel von seiner ehemaligen Gönnerin gelernt habe³⁹³.

Eine ziel- und kritiklose Kunstsammlerin?

Besonders Batiffol zeigte sich äußerst streng in der Wertung Marias als Mäzenin. Er warf ihr vor, über keinen wahren Kunstverstand verfügt zu haben, der es ihr ermöglicht hätte, Künstler zu inspirieren und anzuleiten. Zwar habe sie aufgrund ihrer Herkunft als »Italienne, Florentine et Médicis«³⁹⁴ zwangsläufig eine solide Heranführung an die Künste genossen³⁹⁵, doch habe sich ihr Mäzenat als das einer intellektuell und ästhetisch wenig versierten Frau erwiesen. Er betonte: »Un peu épaisse de nature et sans finesse intellectuelle, elle a manifesté pour les arts ce goût très large de princesse aimant la magnificence et s'entourant, sans compter, d'objets confusément riches, plutôt que l'attrait délicat d'une femme distinguée qui choisit«³⁹⁶. Maria sei also trotz der hervorragenden Voraussetzungen ihrer Abstammung zu plump und unverständlich gewe-

391 BATIFFOL, Marie de Médicis et les arts (1^{re} partie), S. 441, Anm. 1. Der Aufsatz ist eine fast wörtliche Übernahme seiner entsprechenden Ausführungen zum Verhältnis Marias von Medici zur Kunst in der »Vie intime d'une reine de France«, siehe DERS., La vie intime, Bd. 2, S. 83–145.

392 DERS., Marie de Médicis et les arts (1^{re} partie), S. 442f. Chappell wies 2002 auf das lange Nachwirken dieser Wertung Batiffols hin, die die Kunsthistoriker Louis Hourticq (1875–1944) in der »Histoire générale de l'art: France« (1911) und Théodore Rousseau (1912–1973) in einer Einleitung zur Ausstellung von 1960 zum französischen Barock unverändert rezipierten, siehe CHAPPELL, The Artistic Education, S. 14.

393 Vgl. FUMAROLI, Préface, S. XII–XIV u. DERS., Le »siècle de Marie«, S. 19–22.

394 BATIFFOL, Marie de Médicis et les arts (1^{re} partie), S. 441. Siehe auch DERS., La journée (1^{re} partie), S. 511.

395 DERS., Marie de Médicis, S. 231.

396 DERS., Marie de Médicis et les arts (1^{re} partie), S. 442.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

sen, um die Kunst ihrer Zeit nachhaltig zu beeinflussen. Jüngere kunsthistorische Studien wiesen allerdings nach, dass Maria keineswegs die von Batiffol beschriebene pompliebende und unbewanderte Mäzenin gewesen ist und dies nicht zuletzt dank ihrer auf einer breiten humanistischen Grundlage beruhenden Erziehung, die die damals üblichen Anforderungen für adlige Frauen weit überstieg und eine Heranführung an neue Kunsttendenzen einschloss³⁹⁷.

In Batiffols Aussage schwingt allerdings eine zweite wesentliche Komponente mit: Er zeichnete Maria als Emporkömmling, die sich zwar als Mäzenin zu inszenieren gesucht habe, doch dabei eher wahllos vorgegangen sei und Kunst vorrangig als Ware betrachtet habe. Dieses regelrechte Horten von Kunstwerken drückte er deutlich in der Beschreibung von Marias Inneneinrichtung aus, indem er ihre Gemächer als »monde un peu à l'étroit et confus« beschrieb³⁹⁸. Sie soll demnach Kunst vorrangig als merkantiles Mittel betrachtet haben, sei es als Geldanlage oder Gebrauchsgegenstand³⁹⁹. Ihre angebliche mäzenatische Beliebigkeit, die Batiffol als Symptom für mangelnde Kunstkenntnis interpretierte, verdeutlichte er zudem stilistisch durch die Aufzählung der zahlreichen Bereiche, in die sie investiert hatte, von der Architektur über die Malerei bis hin zur Bildhauerei, Gärtnerei, dem Kunsthandwerk und vielem mehr⁴⁰⁰. Sein niederschmetterndes Urteil fiel folgendermaßen aus: Eine wahre Medici sei Maria nur aufgrund ihres Bewusstseins für die wichtige herrschaftliche Funktion der Kunstförderung gewesen – am guten Geschmack und sicheren ästhetischen Gespür ihrer Ahnen habe es ihr jedoch gänzlich gemangelt⁴⁰¹.

Italienischer Geschmack versus französische Kunst

Neben der Tatsache, dass Marias Kunstwirken meist als rein merkantile und selbstinszenierende Maßnahme abgetan wurde, sprach man ihr gern auch jeglichen Geschmack ab. Batiffol und Lemonnier stritten allerdings keineswegs ab,

³⁹⁷ Siehe hierfür CHAPPELL, *The Artistic Education*, S. 16, 20–23; Maria FUBINI LEUZZI, *Maria dei Medici. La costruzione di una regina dall'infanzia al matrimonio*, in: Christina STRUNCK (Hg.), *Medici Women as Cultural Mediators (1533–1743). Le donne di casa Medici e il loro ruolo de mediatrici culturali fra le corti d'Europa*, Mailand 2011, S. 183–205; MARROW, *The Art Patronage of Maria de' Medici*, S. 5f.

³⁹⁸ BATIFFOL, *La journée (1^{re} partie)*, S. 514.

³⁹⁹ DERS., *La vie intime*, Bd. 1, S. 69. Siehe auch DERS., *Marie de Médicis et les arts (suite et fin)*, in: *Gazette des beaux-arts* 35 (1906), S. 221–243, hier S. 221.

⁴⁰⁰ Vgl. hierfür *ibid.*, S. 222–243.

⁴⁰¹ DERS., *Marie de Médicis et les arts (1^{re} partie)*, S. 442.

dass Maria den regen Austausch zwischen französischen, flämischen und italienischen Kunsteinflüssen im frühen 17. Jahrhundert gefördert habe⁴⁰². Die von ihr bezahlte Reiterstatue ihres Mannes auf dem Pont-Neuf als Geschenk für die Stadt Paris symbolisierte diese enge Zusammenarbeit zwischen französischen und florentinischen Künstlern⁴⁰³. Der Maler Peter Paul Rubens stand ebenfalls für die von Maria geförderte barocke Ästhetik. Lemonnier betrachtete ihn als idealtypischen Meister der künstlerisch heterogenen Übergangszeit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts⁴⁰⁴, bevor sich der angeblich homogene und typisch französische *style classique* unter Ludwig XIV. herausgebildet habe.

Dass sich Rubens' Einfluss trotz Marias dezidiertester Unterstützung in Frankreich nicht durchsetzen konnte, begründete Lemonnier durch einen nationalästhetischen geistigen Umschwung⁴⁰⁵. Diesen nach Meinung des Kunsthistorikers in den 1620er Jahren einsetzenden Wandel bezeichnete Mariéjol später als patriotischen Akt gegen die »Italianisierung« der französischen Kunst und sprach von der »[r]ésistance du génie français«⁴⁰⁶. So führte er aus: »Le génie national se défend et quelquefois même se manifeste avec éclat. Il reste en France des architectes qui ne construisent à l'italienne qu'à moitié ou même pas du tout«⁴⁰⁷. Derselbe Gedanke eines geistigen nationalen Widerstands wird auch Louis Batiffol zu der Behauptung bewegt haben, dass Marias Architekt Salomon de Brosse (1571–1626) beim Umbau ihrer Pariser Residenz, des Palais du Luxembourg⁴⁰⁸, »ne tint pas compte de ses idées [de Marie de

402 Vgl. DERS., *Marie de Médicis et les arts (suite et fin)*, S. 243; LEMONNIER, *L'art français*, S. 76–102, insb. S. 89f.

403 Vgl. BATIFFOL, *Marie de Médicis et les arts (suite et fin)*, S. 231–239.

404 Vgl. LEMONNIER, *L'art français*, S. 70f.

405 So sollen sich die französischen Künstler immer mehr »vers l'école raisonnable, pondérée« ausgerichtet haben. »Rubens leur sembla trop emporté, trop peu classique. [...] Il était trop *extérieur* pour un monde qui vivait beaucoup de la pensée« (Hervorh. i. Orig.), siehe *ibid.*, S. 71.

406 MARIÉJOL, *Histoire de France*, Bd. 6/2, S. 479.

407 *Ibid.*

408 Der Bau des Palais du Luxembourg und die damit einhergehende Förderung des Architekten Salomon de Brosse zählte Batiffol zu den größten Verdiensten Marias als Kunstmäzenin, vgl. BATIFFOL, *Marie de Médicis et les arts (1^{re} partie)*, S. 447–452. Zur Forschung zu dem Gebäude sei v. a. verwiesen auf Marie-Noëlle BAUDOUIN-MATUSZEK (Hg.), *Marie de Médicis et le palais du Luxembourg*, Paris 1991; das Kapitel »Le palais de Minerve« in DUBOST, *Marie de Médicis* [2009], S. 651–676; Sara GALLETI, *Le palais du Luxembourg de Marie de Médicis (1611–1631)*, Paris 2012.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Médicis] et construisit un édifice français«⁴⁰⁹. So sollen sich die französischen Künstler von innen heraus zunehmend gegen die von Maria geförderten fremden ästhetischen Einflüsse gewehrt haben. Auch dieses Motiv des sich gegen fremde Einflüsse verteidigenden französischen Geistes ist, obgleich im 19. Jahrhundert deutlich nationalistisch überfrachtet, so doch ein alter neuzeitlicher Topos. Jean-François Dubost ordnete ihn dem kulturellen Antiitalianismus zu. Die Ausstrahlung der Renaissance und die beiden Medici-Regentschaften des 16. und 17. Jahrhunderts hatten dazu geführt, dass der italienische Einfluss in Frankreich häufig als zu dominant empfunden wurde. Als Reaktion darauf wurde die französische Kultur stärker betont, um sich von der italienischen abzugrenzen⁴¹⁰.

Doch was waren die Eigenschaften des französischen Geistes, der sich angeblich im *style classique* äußerte? Lemonnier beschrieb die Wesensart dieser Nation als schlicht, gemäßigt, besonnen und auf Harmonie bedacht⁴¹¹. Mariéjol bemängelte in ähnlicher Weise in dem als italienisch wahrgenommenen *style baroque* eine »absence de naturel, de vérité, de vie et de couleur«⁴¹². Den Franzosen sprach er hingegen das Monopol der Vernunft zu, denn »[à] notre race aussi appartiennent en propre des qualités qui trouveront leur expression dans l'art: logique, ordre, ordonnance«⁴¹³. Rubens wurde mit seinen »allégories pompeuses et un peu boursoufflées [sic]«⁴¹⁴, wie sie Berthold Zeller nannte, als typischer Vertreter der barocken Prägung verstanden. Entsprechend vielsagend ist auch das von Lemonnier wiedergegebene Gerücht, Richelieu habe Maria von Rubens abgeraten, als sie einen Maler für die Innengestaltung ihres Stadtpalais suchte⁴¹⁵. So kommt im 19. Jahrhundert auch aus kunsthistorischer Sicht der alte Gegensatz zwischen der fremden und irrationalen Herrscherin Maria und dem vernunftbegabten Staatsmann Richelieu zum Tragen, der nicht nur politisch mit dem Absolutismus, sondern auch ästhetisch mit dem *style classique*

409 BATIFFOL, Marie de Médicis et les arts (1^{re} partie), S. 443. Andia bezeichnete den Palast aus heutiger kunsthistorischer Sicht als »mi-chemin entre le baroque italianisant et le classicisme français« und somit als gelungene Verbindung der beiden Kunstrichtungen, siehe ANDIA, L'art, fer de lance des rois, S. 17.

410 DUBOST, La France italienne, S. 308–310. Er fügte allerdings hinzu, dass dies kein spezifischer Ausdruck von Antiitalianismus, sondern im Grunde sehr austauschbar war, je nachdem, welche Kultur als dominant empfunden wurde.

411 Vgl. LEMONNIER, L'art français, S. 107–113, 117f.

412 MARIÉJOL, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 478.

413 Ibid., S. 479.

414 ZELLER, Henri IV et Marie de Médicis, S. 66.

415 LEMONNIER, L'art français, S. 71.

die französische, rational geprägte Hegemonie über Europa adäquat zu fördern gewusst habe.

Diese sehr reduzierende, nationalistische und zugleich männerzentrierte Abwertung des Kunstwirkens Marias wurde in der neueren Forschung hinterfragt. Eine Neubewertung war nicht zuletzt dadurch möglich, dass der national untermalte Gegensatz zwischen *style classique* und *style baroque* ab den 1950er Jahren, vornehmlich unter dem Einfluss von Victor-Lucien Tapié, aufgebrochen wurde. Ihm zufolge hätten beide Kunstrichtungen im 17. Jahrhundert in Frankreich vielmehr koexistiert, weshalb man auch von einem »französischen Barock« sprechen könne⁴¹⁶. Er warnte außerdem davor, die Ausarbeitung und Durchsetzung des *style classique* allein Ludwig XIV. zuzuschreiben⁴¹⁷. Claude-Gilbert Dubois überspitzte diese These 1995, indem er die geläufige Periodisierung eines *style classique* in Frage stellte, der ab der Mitte des 17. Jahrhunderts in Frankreich den *style baroque* abgelöst hätte. Er entwickelte im Gegenzug die These des *style classique* als französische Ausprägung des europäischen Barock⁴¹⁸. Die Definitionen und Abgrenzungen beider Kunststile bleiben allerdings weiterhin sehr umstritten und komplex.

Das Aufbrechen einer nationalen Deutung dieser Begriffe wirkte sich indes unweigerlich positiv auf die Wertung Marias von Medici als Kunstmäzenin aus⁴¹⁹. Béatrice de Andia bekräftigte etwa 1991, dass diese Herrscherin wesentlich zur späteren künstlerischen Ausstrahlung Frankreichs beigetragen habe. Doch sei sie dabei pragmatisch, offen und eklektisch vorgegangen und habe sich nicht vorrangig nach nationalen, sondern qualitativen Kriterien gerichtet: Wenn sie in Frankreich nicht den geeigneten Künstler fand, dann habe sie eben einen eingeladen, der den einheimischen Künstlern wesentliche Impulse bieten konnte⁴²⁰. Diese Ansicht bestärkte Marc Fumaroli, dem zufolge sie ebenso Künstler unterstützt hatte, die später als Vertreter des *style classique* gefeiert wurden⁴²¹. Er betonte daher, dass »Marie a été la médiatrice de la plus intense de toutes les saisons translatrices de l'Italie à la France. Cette saison

416 TAPIÉ, *Baroque et classicisme*, S. 285f.

417 *Ibid.*, S. 246.

418 Vgl. Claude-Gilbert DUBOIS, *Le baroque en France et en Europe*, Paris 1995.

419 Zur aktuellen Forschung über die Verbindung zwischen dem *style baroque*, Maria von Medici und dem italienischen Einfluss im Frankreich der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vgl. BASSANI PACTH u. a. (Hg.), *Marie de Médicis*; CONSTANT, *La folle liberté des baroques*; DUBOST, *La France italienne*; FUMAROLI, GRAZIANI, SOLINAS (Hg.), *Le »siècle« de Marie de Médicis*.

420 Vgl. ANDIA, *L'art, fer de lance des rois*, S. 19–22.

421 FUMAROLI, *Préface*, S. XV.

4. Institutionalisation und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

intermédiaire a été si féconde que ses fruits ont fait oublier ses fleurs«⁴²². Dubost teilte diese Auffassung und bekräftigte, dass Maria trotz des unbestreitbaren florentinischen Erbes durchaus über Kunstsinn verfügt und eigene Akzente gesetzt habe⁴²³.

Die Spuren, die die Medici-Regentin im französischen Kulturerbe hinterließ, sind jedenfalls nicht zu unterschätzen⁴²⁴. Sie prägte das Stadtbild des neuzeitlichen, teils bis heute bestehenden Paris. Neben dem nach ihrem Geschmack renovierten Palais du Luxembourg führte sie die unter Heinrich IV. begonnenen Bauprojekte der Place Royale und Place Dauphine sowie im Marais-Viertel zu Ende, förderte zahlreiche Kirchen, Krankenhäuser und Klöster der Stadt und ließ 1616 den Cours-la-Reine nahe den heutigen Champs-Élysées als Promenade nach italienischem Vorbild anlegen. Ihr ist darüber hinaus das Wiederaufleben der höfischen Kultur in Frankreich nach den Religionskriegen zu verdanken. In enger Absprache mit der ersten Frau Heinrichs IV., Marguerite von Valois, förderte sie außerdem zahlreiche französische Dichter wie Jean Ogier de Gombauld (1576–1666) oder François de Malherbe (1555–1628). Auch Maler, die in der französischen Erinnerung eng mit Richelieu verbunden sind, wie Simon Vouet (1590–1649), Nicolas Poussin (1594–1665) und Philippe de Champaigne (1602–1674), verdankten ihren Aufstieg zunächst Maria und hatten allesamt, bevor sie für Richelieus Palais-Cardinal tätig waren (1642 in Palais-Royal umbenannt), ihren künstlerischen Beitrag zum Palais du Luxembourg geleistet.

4.4.2 Stigmatisierung einer frommen Königin in der Kontroverse um den Laizismus

Nach dem einschneidenden nationalen Trauma der Niederlage von 1871 sah sich die noch junge Dritte Republik Spannungen ausgesetzt, die sie von innen her bedrohten⁴²⁵. In diesem Konflikt stellten sich die noch im Adel, Militär, Bür-

⁴²² DERS., *Le »siècle de Marie«*, S. 21.

⁴²³ Vgl. DUBOST, *Marie de Médicis* [2009], S. 410–429.

⁴²⁴ Vgl. für die folgenden Ausführungen ANDIA, *L'art, fer de lance des rois*, S. 11–25; DUBOST, *Marie de Médicis* [1991], S. 147–162; DERS., *Marie de Médicis* [2009], S. 410–429, 651–676; Helga HÜBNER, Eva REGTMEIER, *Maria de' Medici, eine Fremde. Florenz – Paris – Brüssel – London – Köln, Frankfurt a. M. u. a.* 2010, S. 95–162.

⁴²⁵ Vgl. für die folgenden Ausführungen BARJOT, CHALINE, ENCREVÉ, *La France au XIX^e siècle*, S. 468–521 sowie folgende weiterführende Studien zu dem Thema: Jacqueline LALOUETTE, *La République anticléricale (XIX^e–XX^e siècles)*, Paris 2002; DIES., *La séparation des Églises et de l'État. Genèse et développement d'une idée (1789–1905)*, Paris 2005; Jean-Marie MAYEUR, *La séparation des Églises et de l'État*, Paris 2005; René RÉMOND, *L'anticléricalisme en France de 1815 à nos jours*, Paris ²1999.

gertum und der katholischen Kirche sehr einflussreichen konservativen, teils monarchistisch-restaurativen Kräfte gegen die republikanisch-demokratisch und laizistisch motivierten Staats- und Gesellschaftsreformbestrebungen. Léon Gambetta (1838–1882), einer der Gründer der Dritten Republik, hatte daher 1877 vor dem Parlament dem Klerikalismus im Namen der republikanischen Werte den Kampf angesagt. Die politische Ideologie des Antiklerikalismus hatte verschiedene Ausprägungen, die von Kirchenskepsis bis hin zu Kirchenfeindlichkeit gingen. Das Kräfteessen beider Fronten eskalierte nicht zuletzt am Ende des 19. Jahrhunderts während der gravierenden Ereignisse der Boulanger- (1889–1891) und der Dreyfus-Affäre (1894–1906), um dann in das umstrittene Gesetz vom 9. Dezember 1905 zu münden, das die Trennung der Kirchen und des Staats festschrieb und damit den Laizismus im gesellschaftlichen und politischen Selbstverständnis Frankreichs verankerte.

In diesem aufgeheizten Kontext, in dem Kirche und Staat erbittert um die Deutungshoheit über die Werte stritten, die die französische Nation ausmachten, spielte die Geschichtsschreibung eine wichtige Rolle. So war es das erklärte Ziel der *école méthodique*, sich mit ihrem Objektivitätspostulat bewusst gegen die konservativ-katholische Geschichtsschreibung zu stellen, die besonders in den Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften vertreten und deren wichtigstes Sprachorgan seit 1866 die »Revue des questions historiques« war. Dieser ideologische Kampf der *école méthodique* richtete sich dabei keineswegs gegen eine Randgruppe, denn in den 1870er Jahren gehörte noch mindestens ein Sechstel der französischen Historiker dem Klerus an⁴²⁶. Die katholischen Historiker wehrten sich vehement gegen die staatlich geförderte laizistische Strömung, die sie als »rationalistisch«, »protestantisch« und »liberal« anprangerten⁴²⁷. Fast jede im ausgehenden 19. Jahrhundert gegründete wissenschaftliche Zeitschrift hatte somit ein Pendant im anderen ideologischen Lager, und auf jedes behandelte Thema folgte eine Gegendarstellung. Am Beispiel der Vergangenheit sollten je nach Weltbild des Autors positive beziehungsweise negative Einflussnahmen der Kirche auf den Staat aufgedeckt werden. Maria von Medici, der in der Historiografie ungebrochen eine antifranzösische und romtreue Politik vorgeworfen wurde, bot sich vor diesem Hintergrund als kontroverser Untersuchungsgegenstand regelrecht an.

426 CARBONELL, L'histoire dite »positiviste«, S. 175.

427 Ibid., S. 176.

Eine patriotische Deutung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche

Der Historiker François-Tommy Perrens prägte in seiner zweibändigen Studie »L'Église et l'État en France sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis« (1872) wesentlich die laizistisch-republikanische Deutung der Geschichte des frühen 17. Jahrhunderts. Das Werk hatte er eigenen Angaben zufolge unter dem Eindruck verfasst, dass das mit dem Konkordat von 1801 verfestigte gallikanische Postulat eines nationalen Kirchenwesens angesichts des steigenden Einflusses der katholischen Kirche nun – in der Dritten Republik – überholt sei. Er sprach sich daher für eine strikte Trennung von Kirche und Staat aus⁴²⁸. Der von ihm untersuchte historische Zeitabschnitt sollte exemplarisch die Komplexität der Beziehung zwischen diesen zwei Institutionen veranschaulichen wie auch die Gefahr verdeutlichen, die ihm zufolge von der Kirche ausging. Perrens stützte sich hierzu im Wesentlichen auf die Depeschen der päpstlichen Nuntien am Pariser Hof, Roberto Ubaldini (1581–1635) und Guido Bentivoglio (1579–1644), und die des französischen Botschafters in Rom, François Savary de Brèves (1560–1628)⁴²⁹. Anhand dieses Briefwechsels arbeitete er die Präntentionen der beiden Parteien heraus, wobei die Kirche mehr Einfluss auf die weltliche Herrschaft forderte, während der Staat sich verstärkt von Rom zu emanzipieren suchte⁴³⁰. Seine zweibändige Studie wurde 1873 von der Académie française mit dem Grand Prix Gobert ausgezeichnet, was von der damaligen gesellschaftlichen und politischen Relevanz – ja sogar Brisanz – des von ihm behandelten Themas zeugt.

Bereits in seiner Einleitung führte Perrens den für ihn grundlegenden Gegensatz zwischen Kirche und Staat aus, den er in die Gegensatzpaare klerikal/laizistisch, römisch/national und päpstlich/demokratisch untergliederte⁴³¹. Er forderte nicht weniger als die völlige Unabhängigkeit des Staates von der Kirche als Garantie für das Überleben der republikanischen Werte, die er als die wahrhaft nationalen Ideale Frankreichs betrachtete. Auf das Ancien Régime übertragen, ist eine solche Interpretation natürlich anachronistisch, doch belegt sie wieder einmal eindrücklich die Überblendung der Regentschaft Marias mit ideologischen und politischen Debatten aus dem 19. Jahrhundert. Ein ähnlicher Dualismus findet sich bei Mariéjol, der anführte, dass es bereits im frühen 17. Jahrhundert einer »passion [...] de l'intérêt national« bedurft habe, um den Vorstoß der Katholischen Reform und somit den Einfluss des Papstes in Frank-

⁴²⁸ Vgl. PERRENS, *L'Église et l'État*, Bd. 2, S. 484–486.

⁴²⁹ Perrens stützte sich, wie bereits für »Les mariages espagnols«, vorwiegend auf Briefe päpstlicher Nuntien und die Memoiren Richelieus, siehe *ibid.*, Bd. 1, S. XI.

⁴³⁰ *Ibid.*, S. IX.

⁴³¹ Vgl. *ibid.*, S. IX–XI.

reich einzudämmen⁴³². Damit schloss er unmissverständlich aus, dass man zugleich die Interessen Roms und Frankreichs vertreten könne – ein Vorwurf, den die republikanischen Vertreter des Laizismus häufig an die ultramontanen Kräfte richteten und gegen den sich die französischen Katholiken vehement wehrten⁴³³.

Maria wurde in der laizistisch-republikanischen Interpretation der Nationalgeschichte als ausgesprochen papsttreu beschrieben. Hanotaux bezeichnete sie als »dévouée, corps et âme, aux idées romaines«⁴³⁴. Perrens führte Marias scheinbare romtreue Neigung zudem auf ihre Abstammung zurück und verband dadurch religiöse Ansichten mit Fragen nationaler Zugehörigkeit. Er beschrieb sie als »Italienne, élevée elle-même à l'espagnole, catholique, comme on ne l'est qu'en Italie et en Espagne«⁴³⁵. Mit diesen Zuschreibungen assoziierte er Maria mit den beiden Ländern, die stereotypisch als Inbegriff romtreuer Frömmigkeit und exzessiv betriebener Gegenreformation galten. Die Überlagerung religiöser Fragen mit nationalen Deutungselementen wird ebenfalls in folgender Aussage deutlich: »Espagnole autant qu'Italienne [...], elle n'avait pu devenir Française, elle restait étrangère en France comme au jour de son arrivée; elle n'avait su prendre ni les mœurs, ni les goûts, ni les idées des sujets de son fils«⁴³⁶. Eine Zugehörigkeit Marias zur französischen Nation wurde damit aufgrund ihrer Herkunft und Glaubensprägung per se ausgeschlossen.

Die Einflussnahme des Papstes auf Maria und Frankreich soll darüber hinaus nicht nur durch die Nähe der Regentin zu Rom erleichtert worden sein, sondern auch durch ihre Inkompetenz. Gemäß herkömmlichen Topoi beschrieb Perrens sie als träge, desinteressierte, überforderte und unfähige Herrscherin⁴³⁷. Die ihr innewohnende mangelnde Durchsetzungskraft und ihr geistiges Unver-

432 MARIÉJOL, *Histoire de France*, Bd. 6/2, S. 209.

433 Siehe dieses Postulat z. B. in L'ÉPINOIS, *Critiques*, S. 387: »Vraiment? mais quelle idée se font donc les rationalistes de l'Église et d'un gouvernement chrétien, puisqu'il nient qu'on puisse être catholique, sujet spirituel du Pape, et citoyen d'un pays indépendant et libre!«

434 HANOTAUX, *Histoire du cardinal de Richelieu*, Bd. 2/2, S. 475.

435 PERRENS, *L'Église et l'État*, Bd. 1, S. 358.

436 *Ibid.*, S. 367.

437 *Ibid.*, S. 367f.: »[M]ais elle était bien comme on la devine, comme on la voit dans l'œuvre de Rubens, épaisse d'esprit autant que de corps [...] qui remplaçait la finesse par l'hypocrisie, et la volonté par l'entêtement. N'exagérons rien, toutefois: Marie de Médicis avait du moins quelque bonne volonté. [...] Tant qu'avait duré le règne de son mari, elle s'était tenue dans l'ombre. Non certes qu'il l'y eût condamnée: au contraire, il avait essayé de l'intéresser aux affaires d'État; mais n'obtenant d'elle qu'une attention distraite et des marques non équivoques d'indifférence ou d'ennui, il l'avait jugée ce qu'elle était: peu capable, et abandonnée aux intrigues de palais où elle prenait son plaisir.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

mögen sollen das Wiederaufflammen theologischer Debatten begünstigt haben, die Heinrich IV. erfolgreich unterbunden hatte. Der Disput wurde zwischen den papsttreuen Theologen – vornehmlich Jesuiten – einerseits, und der Sorbonne sowie dem Parlament von Paris als Bastionen des Gallikanismus andererseits geführt⁴³⁸. Die nachträglich im 19. Jahrhundert als Gallikanismus bezeichnete Strömung war eine französische Widerstandsbewegung, die seit dem Spätmittelalter die Prärogativen des Papstes in nationalkirchlichen Belangen zu beschränken suchte⁴³⁹. Perrens verklärte sie als emanzipatorischen Ausdruck des Nationalgeistes gegen das fremde Joch der römisch-katholischen Kirche. Doch schlimmer noch als das unkontrollierte Wiederaufflammen alter theologischer Dispute bewertete der Historiker die Tatsache, dass sich die Differenzen der beiden Parteien auf die Debatten der Generalstände von 1614 übertrugen und somit deren konstruktives Wirken zum Wohle der Nation völlig verhinderten⁴⁴⁰. Für Perrens, der in seiner Studie der »évolution de l'esprit français«⁴⁴¹ inmitten der Konflikte zwischen ultramontanen und gallikanischen Kräften nachzuspüren suchte, hatte die Unfähigkeit Marias demnach fatale Folgen für den Werdegang der Nation.

Heinrich IV. und Richelieu als Vorkämpfer laizistischer Werte

Die republikanische Geschichtsdeutung an der Wende zum 20. Jahrhundert griff das Narrativ wieder auf, das Maria als schädliches Intermezzo zwischen

Henri IV mort, le sentiment d'une responsabilité accablante semble avoir élevé quelque peu cette âme vulgaire«.

⁴³⁸ Vgl. *ibid.*, S. 407–501. Perrens führte vier Beispiele an: die Debatte um die Werke »De potestate pontificis in temporalibus« des Kardinals Bellarmino (1542–1621) und die polemische Schrift »Anticoton ou réfutation de la lettre déclaratoire du Père Coton«, die Diskussion um den weiteren Umgang mit den Jesuiten, u. a. im Hinblick auf ihre Rolle als Beichtväter des französischen Königs, und schließlich die umstrittene Ernennung des ersten Präsidenten des Parlaments von Paris, einer der Hochburgen des Gallikanismus. Die beiden wichtigsten Figuren des Gallikanismus und vehemente Gegner der Jesuiten während der Regentschaft waren Louis Servin (1555–1626), Richter am Parlament von Paris, und Edmond Richer (1560–1631), Syndikus der theologischen Fakultät an der Sorbonne. Siehe hierzu auch *ibid.*, Bd. 2, S. 33–102.

⁴³⁹ Zur Definition des Gallikanismus, vgl. Monique COTTRET, Art. »Gallicanisme«, in: Lucien BÉLY (Hg.), *Dictionnaire de l'Ancien Régime*, Paris 2003, S. 588–591.

⁴⁴⁰ Über die Generalstände urteilte Perrens scharf, weil sich die Nation dabei unfähig gezeigt habe, zum Wohle des Landes geeint vorzugehen, siehe PERRENS, *L'Église et l'État*, Bd. 2, S. 238. Dieser Versammlung und ihren Debatten widmete er sich detailliert, S. 238–317.

⁴⁴¹ *Ibid.*, Bd. 1, S. XII.

Heinrich IV. und Richelieu stigmatisiert hatte, und idealisierte letztere zu Vorkämpfern laizistischer Werte. Demzufolge sollen sich die beiden Staatsmänner für Toleranz über die Konfessions- und Religionsgrenzen hinaus eingesetzt und die Zugehörigkeit zum Staat als übergeordnetes und einendes Element stets vorangestellt haben.

In Hanotaux' vulgarisierendem Werk »La fleur des histoires françaises«, das den heranwachsenden Staatsbürgern zgedacht war⁴⁴², versah er das Kapitel über den ersten Bourbonenkönig bezeichnenderweise mit der Überschrift »Henri IV et la tolérance«. Er verklärte ihn zur laizistisch-republikanischen Vorbildfigur, die konfessionelle Erwägungen dem nationalen Gedanken untergeordnet habe⁴⁴³. Perrens stilisierte ebenso anachronistisch den Bourbonenherrscher zu einem toleranten Fürsten, der eine strikte Abgrenzung des kirchlichen und staatlichen Bereichs angestrebt habe⁴⁴⁴. Er glorifizierte ihn außerdem als Vertreter einer selbstbewussten Politik, die das Vorgehen der katholischen Kirche gestoppt und ihr, ganz im gallikanischen Sinne, auf dem französischen Herrschaftsgebiet klare Grenzen zugewiesen habe. Damit habe der König die Unabhängigkeit des Nationalgeistes gegenüber Rom verteidigt⁴⁴⁵. Aus nationalhistorischer Perspektive kam der Herrschaft Heinrichs IV. für Perrens also eine wesentlich größere Bedeutung zu als der Marias, wenngleich die Darstellung der letzteren umfangreicher ausfiel. Dies begründete er mit der Vielzahl der von ihm als Historiker auszuführenden Konflikte während ihrer Regentschaft⁴⁴⁶.

Unter der Herrschaft Marias soll demnach der Einfluss der katholischen Kirche in Frankreich aufgrund der mangelnden Durchsetzungskraft der Mediceerin wieder deutlich angestiegen sein⁴⁴⁷. Den Papst dämonisierte Perrens, ganz in der Tradition antiklerikaler Diskurse, als lauende Gefahr, die die Schwäche ihres Opfers, Maria, ausgenutzt habe, um den unter der selbstbewussten Herrschaft Heinrichs IV. verlorenen Boden wieder zurückzugewinnen⁴⁴⁸. Die Regentin erwies sich in den Augen des Historikers dabei aufgrund

⁴⁴² HANOTAUX, *La fleur des histoires françaises*, S. I.

⁴⁴³ Vgl. *ibid.*, S. 169–181.

⁴⁴⁴ PERRENS, *L'Église et l'État*, Bd. 1, S. 355.

⁴⁴⁵ Vgl. *ibid.*, S. X und den einschlägigen Teil zur Herrschaft Heinrichs IV., S. 77–366.

⁴⁴⁶ *Ibid.*, S. 366: »C'est ainsi que le règne du père tient [...] moins de place que le règne du fils, tout en ayant beaucoup plus d'importance. L'importance, en histoire, se mesure à la grandeur des résultats, et non pas au nombre des incidents; mais l'exposition des incidents n'en est pas moins, pour l'historien, une partie considérable de sa tâche«.

⁴⁴⁷ MARIÉJOL, *Histoire de France*, Bd. 6/2, S. 203–209.

⁴⁴⁸ Siehe PERRENS, *L'Église et l'État*, Bd. 1, S. 397. Perrens verfiel allerdings nicht der Versuchung, den Einfluss des päpstlichen Nuntius Ubaldini gänzlich schlecht zu reden

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

ihres »caractère déplorablement faible«⁴⁴⁹ als leicht manipulierbar. Er beschrieb sie außerdem als »cire molle qu'une main habile pétrit et façonne à son gré«⁴⁵⁰. Die päpstlichen Forderungen an Maria fasste Perrens in drei Punkte zusammen: die Einführung der tridentinischen Konzilsbeschlüsse, eine Verstärkung der geistlichen Gerichtsbarkeit und die Eindämmung der gallikanischen Strömung⁴⁵¹. All diese Punkte waren für den Historiker nicht vereinbar mit dem Nationalgeist, da die wahre »politique française«⁴⁵² im laizistischen Verständnis eine von jedweden konfessionellen Erwägungen losgelöste Staatspolitik war⁴⁵³. Die Stilisierung der Medici-Regentin als willenlose Marionette des Heiligen Stuhls wurde in der Forschung jüngst hinterfragt. So soll sie Rom in gewissen Punkten zwar Zugeständnisse gemacht haben, doch vorrangig, um sich dessen Unterstützung zu sichern. Zugleich gestaltete sie die staatliche Ausprägung des Katholizismus mit, die Richelieu dann nach ihr ausbaute⁴⁵⁴.

Die romtreue und antifranzösische Einmischung in die Geschicke der Nation unter der Herrschaft Marias von Medici soll sich außerdem darin geäußert haben, dass die Regentin parallel zu den offiziellen Regierungsorganen gemeinsam mit katholischen Kräften herrschte⁴⁵⁵. Dieser Aussage liegt ein alter antiklerikaler Topos beziehungsweise die Angst zugrunde, dass die Kirche eine einflussreiche Partei im Schatten der Macht bilden könnte. Mariéjol kritisierte daher, dass Kirchenmänner zu dieser Zeit zunehmend öffentliche Ämter bekleideten, was er als »ingérence cléricale« und somit unrechtmäßigen Übergriff auf staatliche Befugnisse wertete⁴⁵⁶. Auch Perrens ging von der Grundannahme aus, dass es »justes bornes« beziehungsweise »justes limites« gebe, im Rahmen

und betonte, dass dieser Maria durchaus auch weise Ratschläge zur Ausübung ihrer Rolle als Regentin erteilt habe, siehe S. 397f.

449 Ibid., S. 369. Siehe auch *ibid.*, Bd. 2, S. 202, wonach Maria »manquait de résolution«.

450 Ibid., S. 347.

451 Vgl. *ibid.*, S. 1, 22–33.

452 HANOTAUX, *Histoire du cardinal de Richelieu*, Bd. 2/2, S. 488.

453 Ibid., S. 487: »La France n'est pas le champion de la cause catholique; elle n'est pas le champion de la cause protestante. Pourquoi assumerait-elle l'un ou l'autre rôle? La sagesse d'un homme d'État doit consister à saisir, dans l'un ou l'autre système, tout ce qui peut servir ses vues et ses intérêts. La lutte contre la Maison d'Espagne, qui est sa pensée dominante, prouvera qu'il n'entend nullement faire, par sa politique ou par ses armes, œuvre de religion; la lutte contre les protestants à l'intérieur fournirait au besoin, la même preuve en sens contraire«.

454 Vgl. DUBOST, *Marie de Médicis* [2009], S. 450–474.

455 Mariéjol sprach von einer »camarilla de prêtres et de domestiques, plus puissante que le Conseil secret«, siehe MARIÉJOL, *Histoire de France*, Bd. 6/2, S. 148.

456 Ibid., S. 204.

derer ein solcher kirchlicher Einfluss im Staatswesen ausgeübt werden dürfe⁴⁵⁷. Im Kontext des Ancien Régime hatten die Gallikaner eine solche Einschränkung in der Tat gefordert und die Unabhängigkeit von Rom in nationalkirchlichen Belangen postuliert. Perrens verstand aus dem Kontext der Dritten Republik heraus diese natürlichen Grenzen allerdings als die einer strikten Trennung zwischen Staat und Kirche.

Richelieu und damit, wie Perrens betonte, ironischerweise ein Kirchenmann, obgleich ein »prêtre exempt des préjugés de sa caste«⁴⁵⁸, drängte in der national-laizistischen Interpretation des Historikers das als Fremdherrschaft wahrgenommene Vorgreifen Roms in nationale Belange zurück und knüpfte wieder an die Politik Heinrichs IV. an⁴⁵⁹. Den Siegeszug des bereits von dem Bourbonenkönig geförderten Gallikanismus und damit der nationalen Emanzipation gegenüber Rom verortete er nach der angeblich papsttreuen Klammer der schwachen Herrschaft Marias bei den beiden Kardinalministern Richelieu und Mazarin sowie bei Ludwig XIV. Diese sollen die dem nationalen Geist konforme religiöse Praxis des Gallikanismus gefördert haben, die dann im Konkordat von 1801 schriftlich von Rom anerkannt wurde⁴⁶⁰. In dieser republikanisch-laizistischen Interpretation fiel Maria also einer anachronistischen Interpretation der Staatsräson Richelieus zum Opfer. Dessen politische Richtlinie war nämlich keinesfalls ein säkularisiertes Konzept, das von religiösen Erwägungen losgelöst war, wie es besonders in der Dritten Republik gern vermittelt wurde. Es kann demnach auch nicht pauschal von einem völligen Gegensatz zur romtreuen, oder zumindest katholisch motivierten Politik Marias gesprochen werden. Vielmehr war die Staatsräson des Prinzipalministers ebenso christlich begründet und knüpfte an alte politische Traditionen an⁴⁶¹.

457 PERRENS, *L'Église et l'État*, Bd. 1, S. X bzw. XI.

458 Alle drei Zitate *ibid.*, S. XV.

459 *Ibid.*: »Henri IV mort, l'esprit pontifical, qu'il avait contenu, déborde de nouveau, essaie, à la faveur d'une régence, de regagner le terrain perdu et y réussit, dans une certaine mesure [...]. C'est alors que se serre, se complique et s'embrouille le nœud des intrigues dont la cour de France est le théâtre, jusqu'à ce qu'un prêtre, un évêque, un cardinal [...] dénoue les intrigues du nonce et de ses adhérents, renoue les traditions d'un roi jadis huguenot, et renferme, à son exemple, les prétentions pontificales dans de justes limites, que le Saint-Siège voudra dépasser encore, mais qu'il ne dépassera plus«.

460 Vgl. *ibid.*, Bd. 2, S. 445–486.

461 Zur politischen Konzeption der Staatsräson in Sinne Richelieus siehe William F. CHURCH, *Richelieu and Reason of State*, Princeton 1972. Church betonte, dass Richelieus Gedanke der Staatsräson in Kontinuität zu moralischen, legalen und religiösen Herrschaftskonzepten aus dem Mittelalter stand. Richelieu betrachtete sich darüber hinaus selbst als christlichen Staatsmann und Frankreich als christliches Land. Zwar ging er äußerst pragmatisch vor und die autoritären, teils willkürlichen Züge nahmen gegen

4. Institutionalisation und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Sei es anhand der Schilderung der Künste oder der religiösen Debatten, alle hier ausgeführten Werke vertraten eine einende, nationale und zielgerichtete Deutung der Geschichte der französischen Nation. Deren letztendliche Bestimmung war ihnen zufolge die Durchsetzung und Ausstrahlung des französischen Geistes. Maria spielte eine konstitutive Rolle im narrativen Unterfangen, den ästhetischen und religiösen Ausdrucksformen eines solchen Nationalgeistes in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nachzuspüren. Ihre Darstellung als Vertreterin antifranzösischer Gegenmodelle diente der besseren Ausdefinierung, und zwar *ex negativo*, des Wesens ebendieses nationalen Geistes, der sich im *style classique* und Gallikanismus niedergeschlagen habe. Die hierzu verwendeten Narrative und Topoi waren dabei keinesfalls originell und verfestigten vielmehr durch ihre beliebige Anwendung in einer Vielzahl an Themengebieten die traditionsreichen, tief verankerten negativen Ausprägungen der Rezeption dieser Herrscherin für das 20. Jahrhundert.

4.5 »Il faudrait que le juge fût médecin«⁴⁶² – Maria im Fokus der neuen Wissenschaften

Mit dem Siegeszug der Naturwissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hielt ein neuer Ansatz in der Historiografie Einzug, der durchaus Parallelen mit dem Naturalismus in der Literatur aufwies⁴⁶³. Die exakten Wissenschaften und neuen medizinischen Erkenntnisse sollten einen objektiven, rationalen und unverfälschten Zugang zur historischen Wahrheit gewährleisten. Im Zuge dieses Optimismus der Jahrhundertwende, der die Wissenschaft als Garant zivilisatorischen Fortschritts und wachsender Erkenntnis feierte, versuchten sich zahlreiche belese Ärzte an der Lösung historischer Fälle. Der wohl bekannteste und erfolgreichste unter ihnen war Augustin Cabanès (1862–1928), der seinerzeit als Arzt sowie erfolgreicher Autor und Journalist tätig war.

Ende seines Lebens zu, doch vertrat er keinesfalls ein von allen religiösen Erwägungen losgelöstes politisches Staatskonzept. Dem widerspricht Jörg Wollenberg, dem zufolge Richelieu zwar versucht habe, seine Politik in Einklang mit traditionellen christlichen Prinzipien zu bringen, doch sei er zugleich auch ein Vorreiter säkularer Staatsräson gewesen, siehe JÖRG WOLLENBERG, Richelieu. Staatsräson und Kircheninteresse. Zur Legitimation der Politik des Kardinalpremier, Bielefeld 1977, S. 10.

⁴⁶² Dieses Michelet zugeschriebene Zitat ist in einer Skizze des Schriftstellers Émile Zola (1840–1902) von 1869 zu finden. Darin legte der Naturalist Zola seinem Verleger zehn Romanentwürfe vor, die sich nach diesem im Zitat angeführten Prinzip richten sollten. Zit. n. Sabine KÜSTER, Medizin im Roman. Untersuchungen zu »Les Rougon-Macquart« von Émile Zola, Göttingen 2008, S. 290.

⁴⁶³ Vgl. GRELL, Anne d'Autriche et ses juges, S. 365.

In seinen von der Kritik als geistreich und redegewandt gefeierten medizinhistorischen Ausführungen versuchte er die Pathologien aufzudecken, die historische Protagonisten nationaler Relevanz befallen hatten⁴⁶⁴. Neben »Le cabinet secret de l'histoire entr'ouvert par un médecin« (drei Bände, 1897–1898) erzielte auch seine zweibändige Studie »Les morts mystérieuses de l'histoire« (1901) große Erfolge und wurde kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs knapp zehn Jahre nach der Ersterscheinung neu aufgelegt⁴⁶⁵. In »Les morts mystérieuses« nahm sich Cabanès nicht weniger vor, als die ungeklärten Todesfälle von Karl dem Großen bis Napoleon III. mittels seiner Medizinkenntnisse und einer naturwissenschaftlich präzisen Methode aufzuklären. Nach ihm versuchte sich auch der heute unbekannte Arzt Albert Masson in »La sorcellerie et la science des poisons au xvii^e siècle« (1904) an einer solchen medizinisch gegründeten historischen Investigation.

4.5.1 Der Arzt als der bessere Historiker?

Cabanès und Masson teilten das progressive Ideal ihrer Zeit und die Überzeugung, dass die naturwissenschaftliche Vorgehensweise der Schlüssel zur unmittelbaren Wahrheit sei⁴⁶⁶. Aus diesem Grund hatte der berühmte Arzt und Kriminologe Alexandre Lacassagne (1843–1924) in seinem Vorwort zu »Les morts mystérieuses« seines Kollegen Cabanès gar die Vorrangstellung des Mediziners über den Historiker postuliert, da ihm zufolge die Geschichtsschreibung als »Kunstform« nur bruchstückhaft die Wahrheit wiedergeben könne. Die Medizin hingegen brächte als rationale und objektive Wissenschaft indiskutable Fakten zum Vorschein⁴⁶⁷. Auch Cabanès betonte den Mehrwert der medizinischen Perspektive auf die Geschichte, weil die Untersuchung des Körpers und der Psyche historischer Protagonisten einen weniger verfälschten Blick ermögliche und alte Gerüchte bestätigen oder widerlegen könne⁴⁶⁸. Nicht zuletzt wettete Masson gegen »l'ignorance de ceux qui font métier d'écrire notre Histoire na-

⁴⁶⁴ Michel PREVOST, Art. »Dr. Augustin Cabanès«, in: DERS., Jean-Charles ROMAN D'AMAT (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 7, Paris 1956, Sp. 750f., hier Sp. 751.

⁴⁶⁵ Für die Zwecke dieser Arbeit wird die zweite, überarbeitete Auflage des ersten Bands der »Morts mystérieuses« verwendet, da Cabanès darin die Ergebnisse seines Kollegen Masson von 1904 berücksichtigt und Stellung bezog.

⁴⁶⁶ Alexandre LACASSAGNE, Préface, in: CABANÈS, Les morts mystérieuses, S. 5.

⁴⁶⁷ Vgl. *ibid.*, S. 3f.

⁴⁶⁸ CABANÈS, Les morts mystérieuses, S. 13.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

tionale«⁴⁶⁹ und kritisierte deren vermeintlich stümperhaftes Vorgehen, dem er nun durch seine Untersuchung Abhilfe zu schaffen gedachte⁴⁷⁰.

Ganz praktisch äußerte sich dieser Anspruch der Ärzte, indem sie zeitgenössische medizinische Berichte auswerteten, die meist wegen mangelnder einschlägiger Fachkenntnisse von den Historikern ausgelassen worden waren. Aufgrund ihrer medizinischen Expertise erhoben sie also den Anspruch, bislang im Dunkeln gebliebene Fälle aufzuklären. Historiker zweifelten hingegen den Mehrwert solcher Studien an. So etwa der Archivar Georges Bourgin (1879–1958) in seiner Rezension von Cabanès' Werk: »[I]l donne bien peu de nouveau et de vraiment intéressant, et, par là, on peut se demander si ce livre, qui se lit, somme toute, avec agrément, peut rendre des services réels à l'historien«⁴⁷¹.

Ein Cabanès zufolge ungeklärter Fall der französischen Geschichte war der Tod Marias von Medici in Köln am 3. Juli 1642. Cabanès versuchte jedoch lediglich die Umstände medizinisch zu rekonstruieren; Masson hingegen strebte die Aufdeckung eines angeblichen dunklen Geheimnisses oder gar einer Verschwörung an. Er betonte einleitend, dass »cette curieuse et énigmatique figure disparut dans des circonstances si obscures et si mystérieuses que l'on peut aussi bien croire à un empoisonnement qu'à une mort naturelle, à un crime qu'à un suicide«⁴⁷². Maria als geheimnisvoll und ihren Tod als rätselhaft zu bezeichnen, zeugt allerdings mehr von einer reißerischen Aufbereitung des Themas, als von einem wirklich wissenschaftlichen Anspruch. Wie dem Aufsatz »La morte di Maria de' Medici« des preußischen Diplomaten Alfred von Reumont und den Ausführungen des Archivars Leonhard Ennen in seiner Kölner Stadtgeschichte zu entnehmen ist, waren Gerüchte einer Vergiftung durchaus bereits im Sommer 1642 im Umlauf gewesen, die sich zunächst hartnäckig hielten und nur allmählich wieder abebbten⁴⁷³. In der einschlägigen Historiografie über Maria seit

⁴⁶⁹ Albert MASSON, *La sorcellerie et la science des poisons au XVII^e siècle*, Paris 1904, S. 23.

⁴⁷⁰ *Ibid.*, S. 218: »Dédaigner les antécédents des personages en cause, négliger l'étude des faits contradictoires, passer sous silence les preuves morales, pour conclure en tout, partout, et toujours à des morts naturelles, [...] ce n'est plus de la critique impartiale. C'est [...] faire du roman historique avec de l'hypocrisie en plus«.

⁴⁷¹ Georges BOURGIN, *Rez. zu Augustin CABANÈS, Les morts mystérieuses*, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 3/5 (1901), S. 510f., hier S. 510.

⁴⁷² MASSON, *La sorcellerie*, S. 212.

⁴⁷³ Vgl. ENNEN, *Geschichte der Stadt Köln*, S. 704f.: Ennen entnahm Akten aus dem Stadtarchiv, dass kurz nach dem Tod Marias ihren Leibärzten Jean Riolan und Philippe d'Aquin unterstellt wurde, sie vergiftet zu haben. Kölner Ärzte widerlegten dies zwar bei der Autopsie, doch hielt sich das Gerücht. Aus diesem Grund ordnete der Stadtrat sogar eine Untersuchung an. Auch nach Einholung der Expertisen mehrerer ausländischer

1774 wird vor Cabanès und Masson allerdings der natürliche Tod der Herrscherin weder in Frage gestellt noch als mysteriös bezeichnet⁴⁷⁴.

In einem Punkt waren sich die zwei Medizinhistoriker, wie bereits vor ihnen Charles Barthélemy, einig, nämlich, dass Maria nicht, wie es in der Historiografie tradiert worden war, am Elend ihrer Umstände starb⁴⁷⁵. Ansonsten gingen ihre postmortalen Diagnosen zu den Ursachen des Todes der Mediceerin auseinander. Cabanès stützte sich vornehmlich auf ärztliche Bescheide über den gesundheitlichen Zustand der exilierten Königin in den letzten Wochen ihres Lebens sowie auf den Autopsiebericht und eine Schilderung der Bestattung ihrer Überreste in Saint-Denis⁴⁷⁶. Seine Auswertung der Quellen ergab, dass Maria letztendlich an einem Herzversagen starb, vermutlich an einer Hypertrophie, da der Autopsiebericht angab, dass ihr Herz doppelt so groß wie erwartet gewesen sei⁴⁷⁷. Darüber hinaus vermutete er, dass die Agonie der Mediceerin, die Mitte Juni 1642 eingesetzt hatte, entweder von einem Tumor im Magen- oder Darmbereich, Tuberkulose oder einer Bauchfellentzündung herührte. Diese drei Hypothesen könnten ihm zufolge zumindest einen Großteil der von ihren Leibärzten beschriebenen Symptome wie die Wassersucht, den sich ausbreitenden Wundbrand und den von innen abfäulenden Körper erklären⁴⁷⁸. Masson widersprach diesem Befund von Cabanès auf der Grundlage einer detaillierten Untersuchung der Krankengeschichte der Königin. Maria, die unbestreitbar ein Herzleiden aufgewiesen habe, sei dennoch nicht daran

Ärzte schloss der Kölner Rat, dass »der Tod nicht in Folge eines Verbrechens, sondern einer unheilbaren Krankheit erfolgt sei« (S. 705). Siehe hierzu auch REUMONT, *La morte di Maria de' Medici*, S. 226.

⁴⁷⁴ Im 19. Jahrhundert gab es genau eine Monografie, die sich vor Cabanès und Masson äußerst knapp ebendieser Frage widmete. Der Arzt Paul Guillon hatte in seinem 1897 erschienenen medizinhistorischen Werk »La mort de Louis XIII« vermutet, dass Maria an einer Pockeninfektion starb. Er gab allerdings an, für eine solche Diagnose noch nicht genügend Belege zu haben und trotz seines Interesses für das Thema nicht weitergeforscht zu haben, weil sein Kollege Cabanès eine Studie dazu veröffentlichen wolle, siehe Paul GUILLON, *La mort de Louis XIII. Étude d'histoire médicale d'après de nouveaux documents*, Paris 1897, S. 63.

⁴⁷⁵ BARTHÉLEMY, *Marie de Médicis est-elle morte de misère?*, S. 228; CABANÈS, *Les morts mystérieuses*, S. 420; MASSON, *La sorcellerie*, S. 212.

⁴⁷⁶ Seine Hauptquellen ließ der Autor am Ende der Ausführungen abdrucken, siehe CABANÈS, *Les morts mystérieuses*, S. 429–437.

⁴⁷⁷ *Ibid.*, S. 415, 427.

⁴⁷⁸ Vgl. *ibid.*, S. 421–428.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

gestorben, sondern einer massiven, oral verabreichten Vergiftung erlegen⁴⁷⁹. Einen politischen Mord, eventuell von Richelieu angeordnet, schloss er allerdings aus und nahm vielmehr einen Selbstmord an. So soll Maria freiwillig aus dem Leben geschieden sein, um ihren Qualen frühzeitig ein Ende zu bereiten – nicht zuletzt aus Angst vor der bevorstehenden Amputation des von Wundbrand befallenen rechten Beins⁴⁸⁰. Cabanès kritisierte 1910 in der Neuauflage seines Werks wiederum scharf die von Masson vorgebrachte These, zumal dieser weder die Giftsubstanz noch deren Dosierung hatte angeben können⁴⁸¹.

Die Schlüsse Massons, der postuliert hatte, sich als Naturwissenschaftler im Gegensatz zur emotionalen Herangehensweise der Historiker geschichtlichen Themen objektiv annähern zu können⁴⁸², sind äußerst anfechtbar. Bereits Cabanès hatte den Befund seines Kollegen als paranoides Wunschdenken abgetan⁴⁸³. Und in der Tat bediente sich dieser offenkundig xenophober und misogyner Topoi gängiger Verschwörungstheorien und nährte zahlreiche Gerüchte und Vorurteile. Er erklärte etwa Maria und ihr florentinisches Gefolge aufgrund ihrer Herkunft pauschal zu Giftmischern und skrupellosen, machiavellistischen politischen Attentätern⁴⁸⁴. Hiermit griff er auf traditionsreiche Motive des politischen Antiitalianismus zurück, wie er seit dem 16. Jahrhundert in Pamphleten verbreitet wurde⁴⁸⁵. Maria stigmatisierte er zudem wiederholt als Fremde, die nur Hass für Frankreich empfunden und ihrer neuen Heimat stets zu schaden gesucht habe⁴⁸⁶. So zweifelte Masson auch nicht daran, dass Maria am Mord Heinrichs IV. beteiligt gewesen sein musste⁴⁸⁷. Darüber hinaus soll sie gelegent-

479 Vgl. MASSON, *La sorcellerie*, S. 227–240, auch 245f.: »Marie de Médicis, cardiaque, n'est pas morte de sa maladie de cœur, [...] elle est morte de mort violente comme les trois quarts des membres de sa famille. Elle est morte empoisonnée comme meurent encore maintenant les fonctionnaires turcs. Une mort de cette nature n'a rien qui surprenne quand il s'agit d'une Médicis, la seule chose qui étonne, c'est la candeur des historiens qui ont accepté comme vérité démontrée les mensonges officiels qui masquent encore aujourd'hui la vérité dans nos traités d'histoire nationale«.

480 Vgl. *ibid.*, S. 241–243.

481 CABANÈS, *Les morts mystérieuses*, S. 428f.

482 Vgl. MASSON, *La sorcellerie*, S. 3–12.

483 CABANÈS, *Les morts mystérieuses*, S. 429: »[D]e poison il n'en a existé que dans l'imagination de celui qui en a la trop fréquente obsession«.

484 MASSON, *La sorcellerie*, S. 16–20.

485 Vgl. DUBOST, *La France italienne*, S. 312–316.

486 MASSON, *La sorcellerie*, S. 211: »L'Italienne [...] n'eut jamais les sympathies du pays sur lequel elle régnait«; S. 216: »Elle avait en horreur tout ce qui était Français«.

487 *Ibid.*, S. 217. Cabanès hatte diese Unterstellung hingegen verworfen, vgl. CABANÈS, *Les morts mystérieuses*, S. 394–396.

lich versucht haben, Ludwig XIII. zu beseitigen⁴⁸⁸. In der Schilderung von Marias Charakter griff Masson ebenfalls auf die üblichen historiografisch überzeichneten Zuschreibungen zurück. So gebe diese »femme impopulaire et détestée«⁴⁸⁹, die er als »acariâtre, obstinée, superstitieuse, fanatique«⁴⁹⁰ beschrieb⁴⁹⁰, eine ideale Verdächtige ab. Mit ihrer Stilisierung als fanatische und abergläubische Frau wollte der geschulte Wissenschaftler natürlich ganz bewusst Rückständigkeit evozieren.

Den zwielichtigen Eindruck, den Masson von Maria zu erzeugen suchte, untermalte er mit dem Vorwurf, dass sie, die für ihn keine Geringere als »la plus grande empoisonneuse de son siècle«⁴⁹¹ gewesen war⁴⁹¹, sich auch an der Astrologie und Alchimie versucht habe. Im 19. Jahrhundert wurden die zunehmend in Verruf geratenen Praktiken der Alchimie und Astrologie häufig ausländischen Herrscherinnen zugeschrieben, um ihnen eine suspekta Aura zu verleihen. Gerade die Astrologie war im 17. Jahrhundert allerdings eine gängige Praxis an den europäischen Höfen gewesen. Zwar war sie in der Tat in Frankreich erst wirklich von Katharina von Medici eingeführt worden, doch hatte sich ihr etwa auch Richelieu als Theologe und Politiker gewidmet⁴⁹². Nicht zuletzt begründete Masson seine Überzeugung, Maria sei zum Giftmord fähig gewesen, aufgrund ihrer Filiation – eine geläufige deterministische Unterstellung in der Stigmatisierung Marias als amoralische Frau⁴⁹³. So lastete Masson ihren Medici-Vorfahren zahlreiche politische Morde an⁴⁹⁴, um davon ausgehend zu behaupten, dass sie als »la fille, la nièce, la petite-fille et la cousine des bandits dont je viens de dire quelques-uns des crimes«⁴⁹⁵ zum Morden regelrecht vorbestimmt gewesen sei⁴⁹⁶. Darüber hinaus gilt Gift in der Kriminologie gemeinhin als bevorzugte Waffe der Schwachen und Frauen und wird oft mit

488 Vgl. MASSON, *La sorcellerie*, S. 212.

489 *Ibid.*

490 *Ibid.*, S. 216.

491 *Ibid.*, S. 212. Masson stützte sich für diese Aussage u. a. vermutlich auf Raspail, der Maria die Vergiftung des Herzogs von Luynes (15. Dezember 1621) als Rache für den Mord an Concini anlastete und vermutete, dass sie, zusammen mit ihrem Leibarzt François Vautier, sogar versuchte, ihren Sohn zu vergiften, siehe RASPAIL, *Revue complémentaire*, Bd. 3, S. 371 u. *ibid.*, Bd. 4, S. 32.

492 Vgl. CARMONA, *La France de Richelieu*, S. 302–309.

493 Siehe z. B. SISMONDI, *Histoire des Français*, Bd. 22, S. 156.

494 Vgl. MASSON, *La sorcellerie*, S. 213–215.

495 *Ibid.*, S. 215f.

496 Neben der Tatsache, dass Gerüchte darüber kursierten, dass die Medici innerhalb der Familie eine rege Mordpraxis pflegten, erlebte Maria diese Situation selbst am Beispiel ihres Vaters. Ihrem Onkel, dem späteren Großherzog Ferdinand I., wurde unter-

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

Hinterhältigkeit und Feigheit assoziiert⁴⁹⁷ – eine Interpretation, die auch Masson geläufig gewesen sein wird. So ging Masson in seiner Beweisführung voreingenommen vor und dichtete Maria als vermeintliche Giftmischerin aufgrund ihres Charakters, möglicherweise ihres Geschlechts, ihrer Herkunft und ihres Umfelds zahlreiche Todesfälle und Erkrankungen von Zeitgenossen an und warf zudem den Historikern vor, diese Tatsache entweder ignoriert oder nicht erkannt zu haben⁴⁹⁸. Wie er allerdings selbst einräumen musste, fehlten ihm hierzu stichhaltige Belege⁴⁹⁹.

Die sich bei Masson auf bloßen Mutmaßungen gründende negative und anrühige Stigmatisierung Marias als Giftmischerin und Mörderin ist kein Sonderfall in der Wahrnehmung französischer Herrscherinnen des Ancien Régime. Sie reiht sich vielmehr in eine lange Liste diffamierender fremden- und frauenfeindlicher Gerüchte ein, die durch Zeitgenossen in der Historiografie regelmäßig auch über die blutrünstige, machiavellistische Katharina von Medici⁵⁰⁰, die ehebrecherische Anna von Österreich⁵⁰¹ oder die frivole und verschwenderische Marie-Antoinette⁵⁰² vorgebracht wurden. Im Hinblick auf Maria von Medici hatte Batiffol zumindest in der »Vie intime« vier Jahre vor Masson solche Unterstellungen als »[l]égende« und »accusation mélodramatique« dezidiert von der Hand gewiesen⁵⁰³. Von einem allgemeinen Konsens über diesen Punkt in der Rezeption Marias zu Beginn des 20. Jahrhunderts kann also durchaus nicht die Rede sein, obgleich die Schilderung Massons eindrücklich vom Überdauern und der unreflektierten Übernahme traditionsreicher, angstbesetz-

stellt, Franz I. und dessen zweite Ehefrau, Bianca Cappello, vergiftet zu haben. Dubost maß den Gerüchten 2009 noch Bedeutung bei, vgl. DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 61, 67. Eine DNA-Analyse des Skeletts ergab 2010 allerdings, dass beide an Malaria starben, wie es bereits die Obduktion aus dem Jahr 1587 ergeben hatte, vgl. GINO FORNACIARI, Malaria was »the killer« of Francesco I de' Medici (1531–1587), <http://www.paleopatologia.it/articoli/aticolo.php?recordID=159> (14.1.2019).

497 LACASSAGNE, Préface, S. 2: »Le poison a toujours été l'arme des lâches, instrument facilement manié par la femme«.

498 MASSON, La sorcellerie, S. 213.

499 Ibid., S. 219: »En faisant ce travail de recherches on entrevoit dès le début, on devine, quelque chose de louche et de suspect, malgré l'absence de preuves apportant l'évidence«.

500 Siehe hierzu z. B. DUFAU, SOLAR, Précis historique, S. 42.

501 Man denke hier etwa an die Unterstellung, Anna von Österreich habe eine Affäre mit dem Herzog von Buckingham gehabt. Dies war nicht nur ein Strang in Dumas' Roman »Les Trois Mousquetaires« (1844), sondern auch eine Kernbehauptung von Raspail, siehe RASPAIL, Revue complémentaire, Bd. 3, S. 370–379, insb. S. 377.

502 Siehe hierzu z. B. O. V., Les crimes des reines, S. 438.

503 Beide Zitate in BATIFFOL, La vie intime, Bd. 1, S. 54.

ter Topoi aus dem Ancien Régime im Rahmen einer sich als sachlich gerierenden Geschichtsschreibung zeugt.

4.5.2 Die medizinhistorische Entsakralisierung der Monarchie

Die Ausführungen von Augustin Cabanès wurden indes nicht ohne ideologischen Hintergedanken verfasst. Auch der medizinhistorische Ansatz hatte während der Dritten Republik eine immanent politische Dimension und diente der Entmythisierung der Monarchie und ihrer Vertreter. An einer ganz ähnlich anmutenden Einbindung medizinischer Elemente in die historische Beweisführung hatten sich Mitte des 19. Jahrhunderts bereits namhafte republikanische Autoren wie der Historiker Michelet oder der Arzt Raspail versucht, die mittels physiologischer und humoralpathologischer Ansätze den degenerativen Entwicklungsprozess der Bourbonen darlegen wollten.

Dieser republikanisch motivierten medizinhistorischen Argumentation zufolge könnten demnach der politische und der physische Körper nach den gleichen Kriterien diagnostiziert werden. Der Absolutismus galt dabei als politischer Ausdruck einer physischen Dekadenz, die die Herrscher der Bourbonendynastie befallen habe und weitervererbt worden sei⁵⁰⁴. Cabanès strebte daher anhand der von ihm vorgenommenen physiologischen Untersuchung der Herrscher und der detaillierten Beschreibung ihres körperlichen Verfalls eine endgültige Entsakralisierung des monarchischen Verständnisses des heiligen Körpers des Königs an⁵⁰⁵. Über die Darstellung des Sterbens einzelner gekrönter Häupter hinaus wollte Cabanès allerdings auch den allmählichen Verfall ganzer Dynastien verdeutlichen⁵⁰⁶. So deuteten etwa Lacassagne und Cabanès beide die Ausübung absolutistischer Macht als Ausdruck einer physischen Degeneration der Bourbonen, die mitunter Größenwahn hervorrief⁵⁰⁷ und der Lacassagne den Kunstnamen »césarite«⁵⁰⁸ gab. In diesem Lichte ist auch die detailreiche Schilderung der Agonie der Stammesmutter der Bourbonen zu verstehen, deren von Wassersucht befallener Körper sich langsam von innen

504 CABANÈS, *Les morts mystérieuses*, S. 14.

505 *Ibid.*, S. 10. Die politische Theologie, die im Mittelalter zur Konstruktion der sakralen Dimension des Körpers des Königs führte, wurde 1957 von dem Historiker Ernst Kantorowicz (1895–1963) in seinem Referenzwerk »The King's Two Bodies – A Study in Mediaeval Political Theology« erforscht.

506 Vgl. LACASSAGNE, *Préface*, S. 3; CABANÈS, *Les morts mystérieuses*, S. 13f.

507 LACASSAGNE, *Préface*, S. 3.

508 *Ibid.*

her zersetzte. So steht ihr körperlicher Verfall symbolisch für die Vergänglichkeit und Dekadenz ihrer Nachfahren.

Ärzte wie Cabanès und Masson versuchten sich im frühen 20. Jahrhundert an historischen Themen, weil sie überzeugt waren, dank ihrer medizinischen Expertise die stümperhaften Ausführungen der Historiker berichtigen zu können. Das naturwissenschaftliche Beweisverfahren sollte hierbei absolute Sachlichkeit garantieren. Das Beispiel ihrer Ausführungen über Maria von Medici zeigt jedoch, dass sie ebenso traditionsreiche *misogyne* und *xenophobe Topoi* wiedergaben und bestärkten. Im Falle von Masson muss sogar festgestellt werden, dass er viele Historiker an Voreingenommenheit und Unsachlichkeit weit übertraf. Und auch die von Cabanès am Beispiel des verwesenden Körpers der Mediceerin angestrebte Entsakralisierung der Monarchie bezeugt eindrücklich, dass sich Maria im historisch-politischen Diskurs der Dritten Republik in vielfältiger Weise dazu eignete, Grundzüge der republikanischen, antiroyalistischen Ideologie zu vermitteln.

4.6 Zusammenfassung

Ab 1876 verlor die Rezeption der Herrscherin Maria von Medici wieder deutlich an Vehemenz. Dies lässt sich zunächst historiografiegeschichtlich erklären, weil sich in der französischen Geschichtswissenschaft ab den 1870er Jahren die aus Deutschland kommende quellenzentrierte und -kritische Methode immer stärker durchsetzte, die den historischen Untersuchungsgegenstand dank eines den Naturwissenschaften entlehnten Vorgehens zu objektivieren suchte. Dieser neue Ansatz ermöglichte zwar die stärkere Hinzunahme neuer Quellenbestände über die Medici-Königin, doch rüttelte dies meist nur wenig an ihrer sich zu großen Teilen aus frauen- und fremdenfeindlichen Motiven zusammensetzenden negativen Rezeption. Studien, die eine Hinterfragung traditionsreicher Facetten des Bilds Marias von Medici anstrebten, mündeten daher häufig in eine ambivalente und teils inkonsistente Argumentation, die eindrücklich belegt, wie verfestigt damals bereits die Rolle dieser Herrscherin im identitätsstiftenden Narrativ nationaler Meistererzählungen war.

Über die Frage der Rezeption der mediceischen Regentin hinaus offenbaren die Quellen aus der Dritten Republik ebenfalls ein inhärentes Problem der *école méthodique*: Deren Postulat ideologischer Unabhängigkeit verflüchtigte sich nämlich alsbald im starken politischen Engagement vieler Historiker. Der ursprüngliche Optimismus einer Geschichtswissenschaft, die der historischen Wahrheit unmittelbar nachspüren zu können glaubte, war somit schnell einer Ernüchterung angesichts der tiefgreifenden politischen Veränderungen und

Krisen gewichen, die die Dritte Republik zu bewältigen hatte und ihre Historiker ebenso forderte⁵⁰⁹. So spielte sich die Ausarbeitung des Bilds der Herrscherin Maria von Medici zwischen 1876 und 1914 im Kontext eines sich zuspitzenden ideologischen Kampfes ab, der auch auf dem Feld der Geschichtsschreibung zwischen republikanischen, häufig antiklerikalen Kräften und den Vertretern katholisch-konservativer Positionen erbittert ausgefochten wurde. Historische Studien, die sich nach der traumatischen Niederlage und den daraus resultierenden Gebietsverlusten von 1871 mit Marias politischem, religiösem und kulturhistorischem Wirken befassten, dienten daher vorrangig der Rückversicherung der eigenen nationalen Größe und der Suche nach Ausdrucksformen und Glanzzeiten des französischen Geistes in der Geschichte. Dieses *génie français* sahen die Historiker beispielsweise in dem als goldenes Zeitalter verklärten *âge classique* zum Ausdruck gebracht, in dem nicht nur eine angeblich dem Wesen nach französische, rationale, logische und ausgewogene Kunst auf ganz Europa ausstrahlte, sondern sich der Gallikanismus als nationalkirchliche Selbstbehauptung gegenüber Rom durchsetzen konnte. Maria wurde dabei jedweder Beitrag, selbst jedes Gespür für das Wesen und die Interessen des französischen Nationalgeistes abgesprochen.

Mit der Dritten Republik setzte sich außerdem der Siegeszug bürgerlicher Normen fort. Den Frauen wurde dabei weiterhin jedwede Teilhabe am politischen Leben verwehrt – ein gesellschaftlicher Anspruch, der sich auch in der Ausarbeitung des Bilds Marias von Medici als schwaches, wankelmütiges Wesen niederschlug. So wurde die politische Rolle dieser Herrscherin zunehmend ausgeblendet und sie zur mittelmäßigen Randfigur der Geschichte degradiert. Symptomatischer Höhepunkt dieser Entwicklung waren die Studien von Louis Batiffol, der die Regentin regelrecht aus der »großen« Geschichte verbannte und sie anachronistisch sowie ahistorisch ausschließlich als Gestalterin des nach bürgerlichem Wertekanon den Frauen zugewiesenen privaten Aktionsraums untersuchte und auf ihre Rolle als Ehefrau, Hausfrau und Mutter reduzierte. Als solche schnitt sie in den Augen der Historiker allerdings als liebelose Mutter, unüberlegte Wirtschafterin und apathische, schwerfällige Persönlichkeit ebenso schlecht ab. Demzufolge führte also auch diese von bürgerlichen Werten bestimmte Perspektive eher zur Verfestigung traditioneller Topoi als zu deren Hinterfragung, obgleich sie nicht mehr die Heftigkeit der Darstellungen eines Michelet oder Dumas aufwies. Dass der Höhepunkt der bis ins Ancien Régime zurückreichenden negativen, bürgerlich konnotierten Rezeption Marias von Medici in der Dritten Republik, der bürgerlichen Republik schlechthin, erreicht wurde, liegt nicht zuletzt daran, dass es misogyne Argumente des aufstrebenden Bürgertums waren, auf die Richelieu die Rechtferti-

509 Vgl. CARBONELL, L'histoire dite »positiviste«, S. 183f.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici

gung der Verdrängung seiner Konkurrentin sowie die Legitimierung des Ausbaus seiner Macht gestützt hatte.

Die umstrittene Figur Marias von Medici war also bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs als Frau, Fremde, romtreue Katholikin und Vetreterin der Monarchie zunehmend an den Rand des nun vom republikanischen Diskurs dominierten französischen Geschichtsnarrativs gedrängt worden. Sie diente als negatives Gegenbeispiel, um die angeblich für Frankreich typischen nationalen Werte positiv hervorzuheben. Hierzu wurde für die kommenden Generationen des 20. Jahrhunderts ein Bild dieser Herrscherin institutionalisiert, das sie als blasse, unscheinbare und plumpe Verliererin der Geschichte erscheinen ließ. Blass erschien sie aufgrund des sich zunehmend durchsetzenden Mediokritätstopos, der die vehemente Verteufelung ihrer Person in den nationalromantischen Darstellungen der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich ablöste. Zum Scheitern sah man sie verurteilt, weil sie landfremd gewesen war, die Bestimmung Frankreichs indes als unabwendbar betrachtet wurde. So betonte Michel Carmona noch 1981 in der von ihm verfassten Biografie, dass »Marie de Médicis ne pouvait pas réussir. [...] Parce qu'une nation est en train de naître«⁵¹⁰.

In der siegreichen republikanisch, bürgerlich, laizistisch und männlich geprägten Deutung der Nationalgeschichte, die den französischen Staatsbürgern nach der Niederlage von 1871 am Beispiel des Grand Siècle neuen Stolz und Selbstvertrauen einflößen sollte, war kein Platz mehr für Maria von Medici. Sie wurde als passive, unverständige und fremde Zeugin tiefgreifender Entwicklungen dargestellt, die zu erfassen sie unfähig gewesen sei. Die Historiografie zwischen 1876 und 1914 schilderte Maria daher betont als rückständige Protagonistin, die mit dem fortschrittsorientierten, progressiven Verständnis der Nationalgeschichte kontrastierte, für das sich die Republikaner einsetzten. Hierfür stand nicht zuletzt der neuentdeckte strahlende Nationalheld Richelieu. Das seit der Julimonarchie stetig weiterentwickelte nationale Geschichtsnarrativ, das auch in der Dritten Republik vor allem der Selbstvergewisserung der Überlebensfähigkeit und des unaufhaltsamen Ruhms Frankreichs diene, schlug sich damit auch idealtypisch im postulierten Duell Richelieus gegen die Königinmutter Maria von Medici nieder, aus dem der Prinzipalminister, der Priester der Nation, als Sieger hervorgegangen sei und die antifranzösischen Geister wegbeschworen habe.

510 CARMONA, Marie de Médicis, S. 563. Vgl. außerdem S. 563–565.